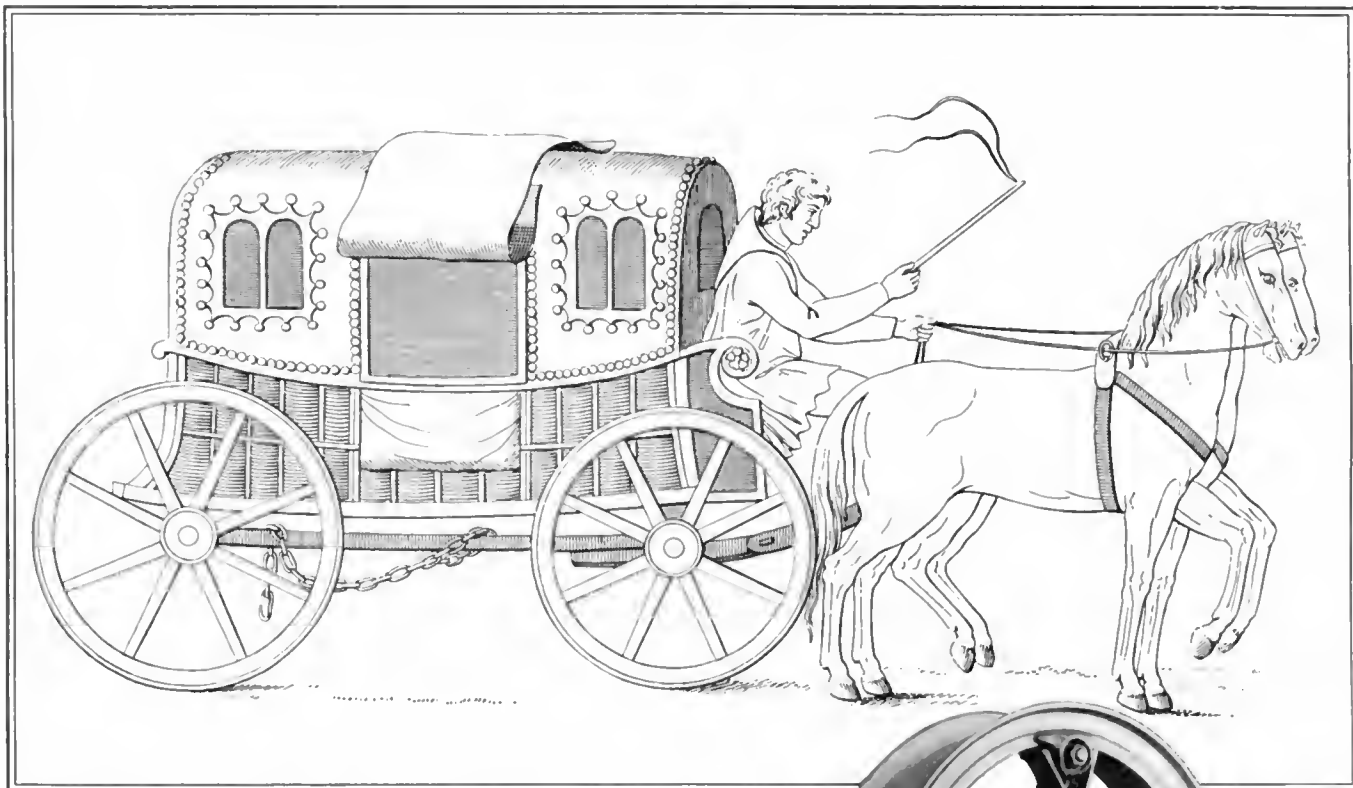


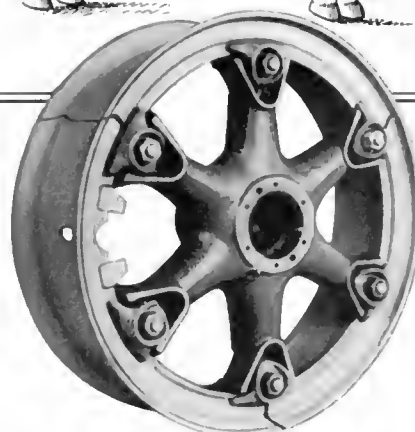
# ATLANTIS

Heft 7 Juli 1955 Preis 3.—





*Römischer Mietwagen aus der Zeit Kaiser Neros, Illustration aus dem Werke von Joh. Chr. Ginzrot „Die Wagen und Fuhrwerke der Griechen und Römer“. Stuttgart 1817 (Im Besitze der Eisenbibliothek, Stiftung der Georg Fischer Aktiengesellschaft)*



**+GF+**

## Räder und Kupplungen

bewährte Produkte unserer Giessereien.

**Trilex-Räder** für Lastwagen, Omnibusse, Anhänger, mit der patentierten, abnehmbaren dreiteiligen Trilex-Felge bieten volle Sicherheit und alle Vorteile.

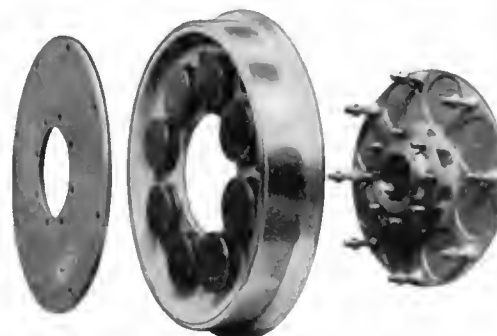
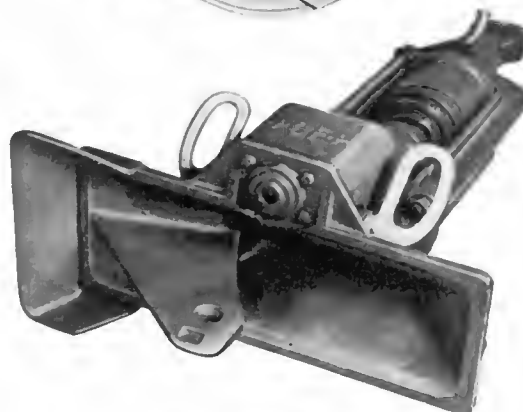
**Automatische Kupplungen** für Tram- und Nebenbahnen erlauben einen raschen und gefahrlosen Betrieb.

**Gummigefederte SAB-Räder** reduzieren Verschleiss und Lärm bei Strassenbahnen.

Verlangen Sie unsere Prospekte.

**Georg Fischer Aktiengesellschaft  
Schaffhausen**

Telephon (053) 5 60 31 / 5 70 31



# ATLANTIS

LÄNDER · VÖLKER · REISEN  
XXVII. JAHR · HEFT 7 · JULI 1955

*Herausgeber: Martin Hürlimann*

Ständiger redaktioneller Mitarbeiter: F. Hindermann

ATLANTIS VERLAG  
Freiburg-Breisgau, Rosastraße 9, Telefon 6717/7405

## INHALT

*Umschlag: Watussi in Belgisch-Kongo*

- DIE SCHWEIZERISCHE VIRUNGA-EXPEDITION IN ZENTRALAFRIKA, 1954-55. Von Prof. Dr. Arnold Heim 289
- IM LANDE DER GRÖSSTEN MENSCHEN. Fahrt durch Ruanda - Die Watussi - Die Hochzeit der Königstochter. Mit 8 Aufnahmen und 1 Farbphoto. Von Jon Feuerstein 290
- VEGETATIONSBEOBSACHTUNGEN IN DEN VIRUNGA-VULKANEN. Von Hans Stauffer. Mit 13 Aufnahmen 300
- DER MENSCH MUSS LEBEN. Erzählung aus Südafrika von Ezekiel Mpahlele. Einleitung und Übersetzung von Peter Sulzer 312
- SANTOS: INDIANISCH-CHRISTLICHE VOLKSKUNST. 5 Aufnahmen von Helen Fischer 315
- MUSIK UND FOLKLORE IN AMERIKA. Von Fritz Bose. Mit 7 Photos und 4 Notenbeispielen 319
- DIE PAEZ-INDIANER UND IHRE GESCHICHTE. Mit 12 Aufnahmen. Von Dr. Horst Nachtigall 329

### *Abonnementspreise:*

Jahresabonnement DM 28.-, Halbjahresabonnement DM 15.-  
Zu beziehen durch jede gute Buchhandlung und die Post

### *Anzeigenverwaltung:*

Wesa-Werbung - W. Sarkowski, Berlin-Lankwitz,  
Mozartstraße 30, Telefon 73 47 04

## Urwüchsige Kraft - geläutert und verklärt!



Wie irgendein unbekannter Maler aus der Schule des Nicolas Poussin hier den hinreißenden Rausch überschäumender Lust am Leben in sein kleines Bild zwingt, so bändigt und bannt der Weinbrenner die urwüchsige Kraft des Weines im „Weinbrand“ - im gebrannten und geläuterten und verklärten Wein! Im milden Feuer, in der vollen Blume und in dem wunderbar „weinigen“ Geschmack des Asbach Uralt findet der Kundige den „Körper“ und den Geist des Weines wieder - die ganze Fülle jener sieben Flaschen schönen Weines, welche man für eine einzige Flasche dieses Weinbrands braucht!

Fürwahr: der Asbach Uralt ist das hohe Lob wert, das man ihm allenthalben zollt - nicht nur in Rüdesheim am Rhein, in seiner Vaterstadt, der Hochburg trinkfroher, aber höchst erfahrener und unbestechlicher Weinkenner - sondern überall in Deutschland und jetzt auch schon längst wieder jenseits der Grenzen ...

# Asbach Uralt

Im Asbach Uralt ist der Geist des Weines



DER AFRIKANER  
GREIFT ZUR FEDER

Der afrikanische Dichter ist im Erwachen, die Zeit gekommen, da der schwarze Mann selbst zu sagen vermag, was ihm das Leben, was Afrika und was die Zivilisation bedeutet. Daß große Begabungen im Schwarzen schlummern, die ihn dazu berechtigen, ja verpflichten, seine literarische Aufgabe zu erfüllen und der Welt den Reichtum des afrikanischen Menschen zu erschließen, davon zeugen die sich mehrenden Neuerscheinungen aus dem Bereiche der Negerdichtung. «EINER AUS KURUSSA» (Speer-Verlag, Zürich-München), die als Roman geschriebene Jugendbiographie des von Französisch-Guinea gebürtigen *Camara Laye*, ist an erster Stelle zu nennen. Es hält schwer zu sagen, worüber man sich bei der Lektüre dieses Buches, dem der Internationale Charles-Veillon-Preis für 1954 zuerkannt wurde, mehr freuen soll: über die Echtheit der Empfindung, die auch in der Übersetzung aus dem französischen Original von R. Römer aufs schönste wiedergegebene Poesie der Sprache oder über die afrikanischen Menschen, denen wir begegnen. Wie lebenswürdig sind sie, wenn man sie mit den Augen des in der Dorfschmiede heranwachsenden Negerknaben sieht — die Schnitter auf dem Feld, die ehrliche, starke Mutter, der freigebige Vater, der «schenken würde bis zum letzten Hemd» und dennoch der Angesehenste im Dorfe ist, weil er mit seinem Schutzgeist, der kleinen schwarzen Schlange, Zwiesprache hält, weil sie ihm den Blick in die Zukunft schenkt und seine Hand führt, sooft er die erhabene Kunst des Goldschmelzens ausübt. — Der enge Kreis des Kindes, der von der Rundhütte der Mutter, der Werkstatt des Vaters und dem Orangenbaum begrenzt ist, weitet sich; wir erleben mit dem Jüngling die Dorfschule und die Reifeschule im Busch mit ihren harten aber auch ihren heiteren und wertvollen Seiten. Schon der Schüler empfindet gegenüber seinen bürgerlichen Verwandten das Anderssein des Zivilisierten, er weiß, daß er nie ganz in ihrer «großen Sanftheit» leben darf. Mit dem Eintritt in die französische Schule in Konakry, die das Sprungbrett zu Studien in Frankreich wird, scheint die Zivilisation vollends den Sieg zu gewinnen: «Die Welt ist in Bewegung, die Welt verändert sich und die meine vielleicht noch schneller als jede andere.» Aber — und das ist das Besondere an diesem Negerroman — die Beziehung zum alten Glauben bricht nicht ab, das ererbte Gut wird nicht geringgeschätzt. Das Heimweh nach Afrika überdauert die Berührung mit Europa; der verlorene Sohn, der «sich selbst entrissen» fühlt, findet sich zu seinem Ursprung zurück im Gedanken an seine Mutter, an die afrikanische Frau schlechthin, der er «so fern und doch so nahe ist. Du schlechte Frau, du Frau voller Ergebung, o du, meine Mutter, ich denke an dich...»

Auch der Mischling an der Südspitze Afrikas, der Cape Coloured, kennt in der Fremde das Heimweh nach der roten

Muttererde. «RÜCKKEHR NACH GOLJ» überschreibt *Peter Abrahams*, ein von Johannesburgs Slums gebürtiger Farbiger, sein neuestes Buch, das das Ergebnis einer im Jahre 1952 für den «Observer» unternommenen Journalistenreise nach Südafrika und Kenya darstellt. Aber sein Heimweh ist ganz anderer Art als das des westafrikanischen Studenten in Frankreich. Er sehnt sich nicht nach dem Afrika der Vergangenheit und der Gegenwart, sondern nach dem Afrika der Zukunft, nach einem Afrika, wie es seiner Meinung nach sein sollte, einem Afrika, in dem nur der Mensch, nicht die Hautfarbe zählt. Abrahams verließ seine Heimat, weil er sich vom Haß befreien wollte, den die Rassenschranke in seiner Seele erzeugt hatte. In England wurde ihm diese Befreiung zuteil, hier hat er seine zweite Heimat gefunden, in dem Maße, daß er nun, als er nach Goli zurückfliegt, nicht weiß, ob er seine Heimat verlasse oder dahin aufbreche. Rückkehr nach Goli — so nennen die Schwarzen Johannesburg — bedeutet Experiment und Auftrag zugleich. Der Friede, den der Verbitterte in Westeuropa gewonnen hat, muß in der südafrikanischen Wirklichkeit seine Bewährungsprobe bestehen. Abrahams will erfahren, ob er mit dem Rüstzeug der erworbenen Freiheit stark genug sei, um der Versuchung zu Haß und Vorurteil zu widerstehen. So weit das Experiment; und der Auftrag: Der Verfasser sieht die große Gefahr, in der das schwarze Afrika schwebt; er warnt seine Freunde und Bekannten vor ihrer Neigung zu einem Imperialismus mit umgekehrten Vorzeichen, einem Rassendenken, das die Herrschaft der Schwarzen über die Weißen anstrebt. Er hat das wahre Gesicht des Kommunismus erkannt und weiß, daß der Afrikaner, der in Moskau die Freiheit sucht, sich selber hinter Licht führt. Aber Abrahams ist ein Vertreter der südafrikanischen schwarzen Intelligenzschicht und glaubt als solcher an einen raschen, unwälzenden Wandlungsprozeß Südafrikas, an den Sieg einer gemischtrassigen Demokratie noch vor Ende des Jahrhunderts. «Return to Goli» ist im wesentlichen ein politisches Buch — besonders interessant sind die Begegnungen mit den Führern des Mau Mau, die Abrahams kurz vor dem Beginn der Unruhen besuchte. Aber am lebendigsten wirkt dieser Schriftsteller, wo er nicht als Journalist, sondern als Dichter spricht, in jenen skizzenartigen Schilderungen der halbzivilisierten Slumbewohner Johannesburgs, unter denen er selber aufgewachsen ist.

Neben die beiden selbstbiographischen Bücher von Laye und Abrahams stellen wir zwei umfangreiche Gedichtsammlungen. Die von *Jahneinz Jahn* im Carl Hanser Verlag (München) herausgegebene Anthologie «SCHWARZER ORPHEUS» befaßt sich mit der neuzeitlichen Negerdichtung, die ihr Gepräge durch die Berührung und Auseinandersetzung mit der Kultur der Weißen erhält. Der Herausgeber versteht sie als «Renaissance», insofern als diese Dichter den Zugang zu den westafrikanischen Hochkulturen auf dem Weg über das Interesse gefunden haben, das ihnen die Universitäten des Abendlandes, die Kunstgelehrten Europas und Amerikas schenken. Zur Sprache kommen vor allem die Vertreter der westlichen Hemisphäre, besonders Mittelamerikas mit den Antillen, Kuba und Jamaica, während dem eigentlichen Afrika wenig Platz eingeräumt wird. In seinen Übertragungen aus dem Spanischen, Französischen und Englischen zeigt Jahn ein beachtenswertes Einfühlungsvermögen in die rhythmische Formgebung afrikanischer Lyrik, und die sprachliche Gewandtheit läßt die Lektüre dieser Gedichte auch in der deutschen Übersetzung in den meisten Fällen zum Kunstgenuß werden. Farbenprächtige Liebeslieder aus Urwald und Savanne wechseln mit der Beschworung der Ahnen und der afrikanischen Vergangenheit, mit dem aus Haßliebe erklingenden Klagegesang auf die Zivilisation — «ich liebe diese Hölle von Kultur» —, mit der grandiosen Schilderung von Naturkatastrophen, mit der Anklage gegen die weißen Herren — «ich weiß ja, wie man einen Sklaven macht aus einem jungen Ochsen». Und was an dieser kraftvollen Dichtung am meisten fesselt, ist stets das Blitzlichtartige, das lapidar Skizzenhafte und Gegenwartsnahe.

CAMARA LAYE

**Einer aus Kurussa**

(L'enfant noir)

In ihrer schlichten Ehrlichkeit bezaubernde Schilderung einer Jugend am Oberlauf des Niger. «... Erzählung von hoher psychologischer und ethnologischer Bedeutung» (NZZ).

Leinen Fr. 10.20/DM 9.80, broschiert Fr. 8.55/DM 8.20

**Speer-Verlag, Zürich und München**

«Neger in den Zuckerrohrfeldern,  
Weiße über den Zuckerrohrfeldern,  
Erde unter den Zuckerrohrfeldern —  
Blut, das aus uns fließt.»

Der Titel «Schwarzer Orpheus» ist eine Anspielung auf «Orphée Noir» von Sartre, dessen Existenzphilosophie der Herausgeber zu Recht oder Unrecht mit dem vegetativen Denken der Neger in Beziehung setzt.

Der im Phaidon Verlag (Zürich) von *Eckart von Sydow* veröffentlichte und mit einer kunstvollen Buchdecke aus Bast ausgestattete Band «DICH TUNGEN DER NATURVÖLKER» ist eine Neuauflage der 1935 erschienenen Sammlung. Sie bildet die notwendige Ergänzung zum «Orpheus», indem sie lyrische Äußerungen der Naturvölker in ihrem Urzustand, das heißt vor der Berührung mit der Zivilisation Europas, in sich vereinigt. Der Wert dieser Zusammenstellung, die Dichtung von Afrikanern, Polynesiern, Indianern, Eskimos und Kirgisen umfaßt, dürfte, obwohl bei der Auswahl künstlerische Gesichtspunkte maßgebend waren, doch vor allem auf dem Gebiet der Völkerkunde zu suchen sein. Sie enthält Gebete und magische Sprüche, Totenklagen, Kriegs- und Jagdgesänge, Lieder um Geselligkeit und Liebe, Ammenversen sowie Darstellungen von Tier und Landschaft. In der engen Beziehung zum Architektonischen sieht Sydow das Wesen afrikanischer Naturdichtung, während zum Beispiel bei den Polynesiern das Malerische überwiegt.

Neben dem lyrischen Ugrund «primitiver» Dichtung breitet sich der beinahe unerschöpfliche Schatz der mündlich überlieferten Erzählungen, der Märchen und Fabeln, aus. Der prächtige, innerhalb der Bollingen Series herausgegebene Band «African Folktales and Sculpture» (Pantheon Books, New York) bietet, außer 165 großformatigen Abbildungen von Negerplastiken und anderen afrikanischen Kunstgegenständen, eine sorgfältig zusammengestellte Auswahl von 81 der schönsten und bedeutungsreichsten Negermärchen aus den verschiedensten Ländern Afrikas dar. Das Hauptgewicht dieser Auslese aus einem Gesamtbestand von über 7000 in europäische Sprachen übersetzten und im Druck erschienenen Erzählungen ruht auf dem Folklore der westafrikanischen Hochkulturen, der Ashanti, Yoruba und anderer am Golf von Guinea lebender Negervölker. *Paul Radin*, der die Sammlung einleitet und kommentiert, begreift als wichtigste Kennzeichen afrikanischer Volkserzählungen ihren ausgesprochenen Realismus, ihre Erdgebundenheit und ihren Hang zum Spitzfindigen, zur Ironie. Im Mittelpunkt steht nicht Gott oder die Natur, sondern der Mensch, der frei von Sentimentalität und Wunschdenken in seiner Schwäche, seiner Angst und seiner Größe geschildert wird. Minderwertige Leistungen stehen Seite an Seite neben den Meisterwerken westafrikanischer Hochkulturen. Die Ashantifabeln von der Spinne Anansi, die großartigen plastischen Schöpfungen der Ife und Baluba, die Kunst von Benin sind Zeugen eines Afrika, das unmittelbar zu uns spricht. Dieses Afrika hat wenige Götter- und Schöpfungsmythen gedichtet, aber es zeigt den Menschen im Angesicht seines Schicksals, des rollenden Felsblocks, der ihn verfolgt, des Bruders Tod, der ihm am Hacken klebt. Der afrikanische Mensch erscheint vor uns nicht als der «gottlose Kaffer», für den ihn die ersten portugiesischen Entdecker hielten, sondern als der Schwerbeladene, der Gott sucht, ohne ihn zu finden.

Peter Sulzer

## Planen und Reisen mit Grieben

Unentbehrliche Ratgeber. Hundertjährige Entwicklung. Keine literarischen Reiseführer. Für Motor- und Eisenbahnreisende, Rad- und Fußwanderer. In jeder Buchhandlung erhältlich. Verzeichnis durch

GRIEBEN-REISEFÜHRER KARL THIEMIG KG MÜNCHEN 2 THERESIENSTRASSE 75



### Vorfreude ist das Schönste am Urlaub

Wenn Sie Pläne machen, dann denken Sie an Lindau. Selten finden Sie die ganze Ferienseligkeit so eng beisammen. Eine romantische alte Stadt inmitten von See, Bergen und begnadeter Uferlandschaft und eine Gastlichkeit, die Jahrhunderte zu rühmen wußten. Die neue Zeit hat mit Theater, Konzert und Spielbank auch der Geselligkeit hier einen Mittelpunkt gegeben.



#### DIE FERIENINSEL IM BODENSEE

Prospekte «Lindau und der liebe Augustin» durch Verkehrsamt Lindau/Bodensee

**HOTEL BAD SCHACHEN**  
im eigenen Park am See  
200 Betten · Pension ab 18. — DM

**HOTEL REUTEMANN**  
an der Seepromenade  
— Ganzjährig geöffnet —



# AFRICA-TOURS



Haben Sie Interesse für eine  
Afrika-Reise?

So verlangen Sie

von Ihrer Reiseagentur die

SABENA-Broschüre «AFRICA-TOURS»

und die JAGDPROGRAMME

ZÜRICH

Bahnhofstrasse 5

Telephon (051) 27 34 44

GENÈVE

13, Chantepoulet

Telephon (022) 32 66 20

## SABENA

BELGISCHE FLUGLINIEN



Der Sportler, Arzt oder Wissenschaftler,  
den eine Armbanduhr bei seiner Tätigkeit  
behindert, wird diese neue Taschenuhr  
als *die* moderne Uhr begrüßen, die er sich  
schon lange wünschte.

### ETERNA-MATIC GOLFER

17 Rubin-Präzisionswerk, zieht sich von  
selbst in der Tasche auf, Schwingmasse auf  
Kugellager laufend, wasser- und staub-  
geschützt, stossesichert. Der „Golfer“  
wird an einer eleganten Kette in der  
Hosentasche getragen.

Preise: in Edeltahl ab Fr. 185.-

in 14 Kt. Gold und Stahl kombiniert  
ab Fr. 314.-

in 18 Kt. Gold ab Fr. 750.-

Lieferbar mit und ohne Datumanzeige,  
für Damen kleines Modell mit Brosche  
auch in verschiedenen Emailfarben.



Chronometrie  
**BEYER**

Bahnhofstrasse 31, Zürich

Gegründet 1800

# DIE SCHWEIZERISCHE VIRUNGA-EXPEDITION IN ZENTRALAFRIKA 1954–55

Von ARNOLD HEIM

*Wir haben den Expeditionsleiter, den bekannten Zürcher Geologen Prof. Dr. Arnold Heim, gebeten, als Einleitung zu den nachfolgenden beiden Beiträgen von Expeditionsteilnehmern einen Überblick über Ziel und Verlauf des Unternehmens zu geben.*  
Die Redaktion.

Ein Flug über Afrika mit 500 Kilometer Stunden- geschwindigkeit ist heute nur noch eine Geldsache. Man steigt ein und aus und ist dort. Die meisten Passagiere schauen nicht einmal zum Fenster hinaus. Anders war es vor 29 Jahren, als sich *Walter Mittelholzer*, einer der Gründer der *Swissair*, zu seinem Pionierflug Zürich–Kapstadt mit einem Wasserflugzeug vorbereitete. Damals gab es in Zentralafrika noch keine Landungsplätze. Es war ein Wagnis und eine Sensation. Ich hatte das Glück, als wissenschaftlicher Beobachter teilzunehmen. So oft ich seither wieder eine Karte von Afrika sah, erwachte in mir die Hoffnung, jene einzigartige Großtierwelt besser kennen zu lernen. Mein Auge blieb besonders haften am *Kivu-See*, dem höchsten und entlegensten der großen zentralafrikanischen Grabenseen mit den ihn umgebenden *Virunga-Vulkanen*, den einzigen feuerspeienden Afrikas. Was davon bis dahin bekannt war, ließ darauf schließen, daß diese Gegend die schönste und mannigfaltigste sei, welche die tropische Natur im Kontinent der schwarzen Menschen hervorgezaubert hat. Diese wunderbare Natur hat unsere Virunga-Expedition wahrlich nicht enttäuscht. Doch ergaben sich unerwartete, große Schwierigkeiten bei der Durchführung.

Es versteht sich, daß mich vor allem die acht großen *Virunga-Vulkane* mit ihren Hunderten von Sekundärkratern und den riesigen Lavaströmen interessierten.

Der breite Dom des *Nyamuragira* (3000 Meter) ist sozusagen ein Ebenbild des berühmten *Mauna Loa* auf Hawaii. Sein fast 3 Kilometer weiter Krater mit erstarrtem Lavasee und den tiefen Einbruchlöchern darin brodelte noch heute von Schwefeldämpfen. Aus seinen Flanken ergossen sich im Jahr 1948 ungeheure, 28 Kilometer lange Lavaströme nach Süden bis in den *Kivu-See*. Die internationale Landstraße wurde 7 Kilometer weit gesperrt. 1951–52 entstand auf der Nordseite des Zentralkraters der Kindervulkan *Sbanubembe*, der entgegengesetzt nach Norden einen 15 Kilometer langen Lavaström ausgoß.

Der südliche Nachbar des *Nyamuragira* ist der *Nyiragongo* (3470 Meter). Die in höllisch tiefem Kraterloch brodelnde und tosende Lava leuchtet seit Menschengedenken am nächtlichen Himmel bis auf 200 Kilometer Entfernung.

Als im März 1954 zwischen den Genannten wieder ein neuer, kleinerer Vulkan entstand, kamen Photographen aus verschiedenen Erdteilen herbeigeeilt, um das großartige Feuerwerk des sich neu bildenden *Mibaga* im Film zu erschauen. Doch ehe unsere Expedition im Juli starten konnte, war das Feuer erloschen. Nur noch schwache Dämpfe entquollen dem 15 Kilometer langen erstarrten Lavaström.

Wichtiger noch als die pflanzliche Neubesiedelung von Laven bestimmten Alters zu studieren, waren für den jungen Botaniker *Hans Stauffer* und den Zoologen die alten, seit vorhistorischer Zeit erloschenen *östlichen Vulkane*, weil dort die uralte Flora und Fauna zu finden

ist, wo dank dem Naturschutz im *Parc National Albert* du Congo Belge das ursprüngliche Leben noch von Menschen unversehrt erhalten ist. Mein Plan war, von einem Kamp im Sattel zwischen den höchsten Vulkanen *Mikeno* (4437 Meter) und *Karisimbi* (4507 Meter) ausgehend, die verschiedenen Höhenstufen der Flora und Fauna zu studieren. Wir würden dort die alpine Vegetation vorfinden und diese mit entsprechenden klimatischen Zonen anderer Erdteile vergleichen können. Als kühnster und geologisch noch kaum erforschter Gipfel zog mich der *Mikeno* am meisten an. Ganz besonders hegte ich auch die Hoffnung, dem riesigen *Berg-Gorilla*, unserem nächsten Verwandten im Tierreich und dem wenigsten bekannten der Menschenaffen, begegnen und sein Leben mit Hilfe von Photo- und Tonaufnahmen studieren zu können. Aber diese Hoffnungen wurden nicht erfüllt.

Ich hatte unsere Expedition gegründet auf einen offiziellen Brief vom Comité des *Parcs Nationaux*, datiert mit *Bruxelles*, 24. November 1953, der mir die Erlaubnis zur wissenschaftlichen Untersuchung der *Virunga-Vulkane* ohne räumliche Einschränkung gewährte. Für Einzelheiten wollte ich mich mit dem Administrator des *Albert-Parks* in *Rumangabo*, *Major Gilliard*, vereinbaren. Er war abwesend. Doch nach einem Monat erhielten wir mit anderen Wissenschaftlern eine Einladung zu Diskussion und Bankett. Da erklärte er, daß nach neuestem Brief aus *Brüssel* uns die östlichen Vulkane, insbesondere der Sektor *Mikeno*, streng verboten seien. Und ein Brief des Präsidenten des Komitees, Prof. *V. Van Straelen*, datiert: *Rumangabo*, 22. September 1954, erklärte jenen Erlaubnisbrief als eine «*Manifestation de courtoisie et un agrément de principe sans plus*».

Der riesige, 300 Kilometer lange *Parc Albert* war gegründet worden als ein Sanktuarium der Natur, aber auch zum Zwecke naturwissenschaftlicher Forschung, eine großartige und einzigartige Unternehmung. Doch gleicht er heute einem von der Regierung unabhängigen autoritativen Polizeistaat. Von den acht *Virunga-Vulkanen* sind fünf ganz vom Park eingeschlossen. Die tätigen zwei westlichen durften nur entlang der autorisierten Pisten mit schwarzer Polizeibegleitung begangen werden. Die drei mittleren waren ganz gesperrt. An den drei östlichsten verläuft die *Kongo-Parkgrenze* über die Gipfel. So blieb uns nur übrig, unsere Beobachtungen auf außerhalb des Parks liegende Gebiete auszudehnen.

Dieses abgeänderte Programm verwirklichen zu können, verdanken wir der freundlichen Unterstützung der Regierung von Belgisch-Kongo, insbesondere von Herrn Gouverneur *Brasseur* vom Departement *Kivu* und den Distriktbehörden von *Goma*, die uns zeitweise eine zweite Camionette zur Verfügung stellten.

Wir zogen zunächst nach *Uganda*, im Nordosten (*Kisoro*), von wo her wir nicht nur freien Zutritt zu den östlichsten drei *Virunga-Vulkanen* hatten, sondern

noch die Empfehlung von seiten der britischen Regierung genossen. Wir untersuchten und bestiegen die Vulkane Muhavura (4127 Meter), Gahinga (3474 Meter) und Sabinyo (3634 Meter). Mehr als einen Monat kampierten wir im 3000 Meter hohen Sattel zwischen Muhavura und Gahinga und fanden von dort ausgehend fruchtbare Arbeit. Doch Oktober und November sind Regenmonate mit seltenen klaren Tagen, und wir litten unter Kälte, Nässe, oft ungeheuren Gewittern mit Sturzregen, die unsere Zelte überschwemmten. Trotz alledem arbeitete der junge Botaniker *Hans Staufer* unermüdlich und erfolgreich, auch bei Nebel Pflanzen sammelnd und sie in seinem 2 Meter hohen, ständig mit Petroleum erwärmten Ofen trocknend. Ein Teil der großen Kisten ist bereits im Botanischen Institut der Universität Zürich, Botanischer Garten, eingetroffen und soll dort von ihm bearbeitet werden.

Auch der Zoologe Dr. *Hans Graber* kam auf seine Rechnung. Nicht nur hat er sich als feiner Beobachter des Tierlebens im allgemeinen erwiesen, sondern auch mit großem Erfolg seine Spezialität verfolgen können, die für die Gesetze der Vererbung im gesamten Tierreich und indirekt selbst für den Menschen wichtig ist. Tagsüber sammelte er mit einem Netzchen die kleinen Honig und Alkohol suchenden Drosophila-Fliegen, unter denen er manche neue Arten erkannte. Bei schlechtem Wetter, und oft bis tief in die Nacht hinein, untersuchte er im Mikroskop ihre Erbanlagen in den Keimdrüsen. Es gelang ihm, verschiedene Generationen zu züchten, Versuche, die nun im Zoologischen Institut der Universität Zürich fortgesetzt werden.

Es war an den Gehängen des Muhavura, wo wir die für die hohen Berge Afrikas charakteristische Vegetation mit Riesen-Lobelien und förmlichen kleinen knorrigen Wäldern der Riesen-Senecien bewunderten, und es war auch dort, wo wir zum erstenmal dem Gorilla begegneten. Leider ist uns keine brauchbare Auf-

nahme gelungen, trotz allen Anstrengungen. Wo dieser ursprünglich friedliche Vegetarier in seiner streng sozialen Ordnung von Familien und Sippen ungestört lebt und nicht erschreckt wird, ist er harmlos. Er ist aber zu einem der gefährlichsten Tiere geworden, wo er die Bestie Mensch kennen gelernt hat. Allen, die schon von dem die Sippe beschützenden Patriarchen aus nächster Nähe den Kampfschrei gehört haben, ging er «durch Mark und Bein».

Am Fuß des Muhavura begegneten wir einer letzten kleinen Siedlung von Pygmäen (Zwergen), richtiger gesagt Pygmoiden. Es sind Reste der primitivsten Eingeborenen, die früher als unabhängige Nomaden von Jagd und Sammeln im Urwald lebten. Sie waren uns auf den Spuren der Elefanten und Gorillas die besten Führer.

Später zogen wir aus dem naßkalten Urwald hinaus nach Norden, in die heißen, tiefer liegenden Steppengebiete um den Edward-See. Im neugegründeten Tier-schutzgebiet Park Elisabeth fanden wir alle gewünschte Freiheit. Der Game Warden erlaubte uns sogar, in der Baumsteppe außerhalb der Piste unsere Zelte aufzuschlagen, so daß wir die herrlichsten Erlebnisse mit Elefanten, Nilpferden und Löwen hatten, sie photographieren und auch ihre Stimmen aufnehmen konnten.

Auf der Südseite der Virungas dehnen sich die runden, einst bewaldeten, jetzt kahlgebrannten Berge von Ruanda. Sie sind ein Rumpf aus dem uralten, aus vorkambrischen Gesteinen aufgerichteten Faltengebirge, das während Millionen von Jahren der Verwitterung ausgesetzt war. In diesem finden sich viele Gänge mit Wolfram- und Zinnerzen. Es ist die Heimat der größten Menschenrasse, der dunkelhäutigen Watussi — ein stolzes Herrenvolk, das die eingeborenen Bantu-Negerassen unterjocht hat. Die Watussi sollen einst vom Nil herauf, vielleicht in der Zeit der Pharaonen, eingewandert sein. Von ihren Tanzfesten und ihrem Leben berichtet unser Photograph *Jon Feuerstein*.

## *Im Lande der größten Menschen: Fahrt durch Ruanda — Die Watussi — Die Hochzeit der Königstochter*

Von JON FEUERSTEIN

Vier Stunden mögen verflossen sein, seit wir Ruanda-Boden betreten haben. Wir fahren in südlicher Richtung auf der schmalen und kurvenreichen Bergstraße östlich des Kivu-Sees, einer Straße, die an Kühnheit manch europäische Paßstraße übertrifft. Von der kahlen, unbewaldeten Bergflanke genießen wir freien Blick auf das mit hundert Buchten durchsetzte Seeufer und die vielen rosaschimmernden Inselchen, die aus der leicht gekräuselten Wasserfläche ragen. Die Ferne ist verhüllt vom blauen Dunst der Trockenzeit. Versteckt in Bananenhainen, liegen verstreut einzelne Strohütten.

Ein Zug Eingeborener, die eng aneinandergedrängt einen riesigen Baumstamm straßenabwärts schleppen, gebietet unserer Fahrt unerwartet Halt. Erstaunt, auf diesem einsamen Weg eine derartige Menschenansammlung anzutreffen, und zugleich froh, nach der langen und holperigen Reise wieder einmal die Glieder strecken zu können, steigen wir aus. Die eigenartige Prozession bewegt sich im Rhythmus eines monotonen Gesanges, sie bietet ein Bild primitivster Arbeitsweise.

Vor einem schmalen, tief eingeschnittenen Bachbett wird der Stamm zu Boden gelassen. «Le chef Mututzi», flüstern mir meine beiden schwarzen Begleiter zu und grüßen unterwürfig den Riesen, der die Aufsicht über die Arbeitenden hat. In französischer Sprache wendet sich dieser mir zu: «Jean Serwumba, chef à Kybujé», und bittet mich um einige Minuten Geduld, bis die morsche und eingestürzte Brücke repariert sei. Er bedauert die Rückständigkeit dieses Gebietes. Bagger und Traktoren seien zu teuer im Vergleich zu den billigen Arbeitskräften der Bantus.

Serwumba ist ein typischer Vertreter seiner Rasse. Seine athletische Gestalt überragt die Bantu-Neger um zwei Köpfe. Das lange, schmale Gesicht mit den feinen Zügen, die leicht gebogene Nase, die schmalen und gepflegten Hände geben seinem Äußeren ein aristokratisches Gepräge. Sein sportlich geschnittener Tropenanzug steht im krassen Gegensatz zur Bekleidung der anderen Eingeborenen.

Wer sind diese *Watussi*, diese Minderheit der Be-





Bei den Watussi: Der 2 Meter lange Mwami (König) Charles Mutana III. Rudahigwa.



Die Hochzeit der Watussi-Prinzessin in der katholischen Missionskirche in Nyanza, dem Hauptort von Ruanda. Die Missionen sind hier seit Jahrzehnten mit Erfolg tätig und haben vor allem die Oberschicht der Watussi, darunter die königliche Familie, zum Christentum bekehrt.



Nach den Zeremonien, an denen auch der König (rechts) und der Vertreter der belgischen Kolonialverwaltung teilnahmen, fanden am Nachmittag große Volksfeste mit sportlichen Wettbewerben statt. Die Watussi zeichnen sich namentlich im Hochsprung aus: an dieser Konkurrenz soll eine Höhe von 2,25 Meter bewältigt worden sein.



Vor der Residenz des Mwamieröffnen Krieger das große Volksfest mit althergebrachten Tänzen, in denen noch die kampferfüllte Vergangenheit der Watutsi weiterlebt.







Unter Trommelwirbel,  
wildem Kriegsgesang  
und Hörnerblasen ent-  
falten sich die Tänze mit  
ihren genau vorgeschrie-  
benen, von Geschlecht  
zu Geschlecht überliefer-  
ten Bewegungen.





Watussi-Mädchen beim Kaffeepflücken.

*Seite links:* Die langgehörnten Kühe der Watussi sind Gegenstand eines besonderen Kultes. Sie kommen nur noch hier vor; die Verehrung, die ihnen zuteil wird, sowie ihre Ähnlichkeit mit den auf altägyptischen Reliefs abgebildeten Kühen scheinen für die These zu sprechen, wonach die Watussi ursprünglich aus dem Nilland stammen.

*Unten:* Die dichtbevölkerte Landschaft in Ruanda zeigt die Spuren intensiver Nutzung; viele Gebiete sind heute kahl und vegetationsarm.



Watussi-Mutter.

Photos Jon Feuerstein



völkerung im Ruanda-Urundi, die die regierende Klasse in diesem Lande bilden? Ihre Geschichte ist von Sagen und Geheimnissen umwoben. Vermutlich sind diese Hamiten um das 15. Jahrhundert aus Nordostafrika, wahrscheinlich aus Oberägypten, nach dem mittleren Afrika emigriert. Bei nördlicher wohnenden Völkerschaften hat man verschiedentlich Rassenmerkmale der Watussi vorgefunden. Daraus läßt sich schließen, daß sich der Vorstoß nach Süden dieses kriegerischen Herrenvolkes in Etappen abspielte. Die Watussi, die reine Viehzüchter waren, haben sich sehr wahrscheinlich dort beim Vorfinden günstiger Weideverhältnisse für ihre riesigen Viehherden für einige Jahrzehnte niedergelassen. War das Land erschöpft und ausgebeutet, zogen sie wieder weiter, nicht ohne ihren Rassenstempel bei der ansässigen Bevölkerung zurückzulassen. Diese Menschen, die eine durchschnittliche Größe von 1,80 Meter haben, wobei einzelne 2 Meter und darüber erreichen, sind sukzessive bis ins heutige Ruanda-Urundi vorgedrungen. In blutigen Kämpfen unterwarfen sie die Bantu-Neger und machten diese zu ihren Untertanen. Der Adel, aus dem die Könige und Fürsten hervorgegangen sind, wußte sich bis heute als herrschende Oberschicht zu behaupten.

In einer malerischen Bucht am Ufer des Kivu-Sees haben wir unser Zelt gespannt. Morgens bei Tagesgrauen weckt uns das Geschnatter der Wasservögel. Vom See her kommen die Bantu-Neger vom nächtlichen Fischfang zurück. Von den nahen Hügeln ertönen die Rufe der Hirten, welche die langgehornten Kühe der Watussi auf die Weide treiben. Auf meinem morgendlichen Spaziergang besuche ich eine der weitverzweigten Siedlungen, wo eine Sippschaft der Watussi wohnt. Schmale Pfade verbinden diese Siedlungen miteinander. In dieser Gegend hausen sie noch in runden Strohütten, sie leben hier wie ihre Vorfahren, als reine Viehzüchter. Die Bantus, die bei diesen Watussi als Hirten und Diener leben, erhalten ihren Lohn meistens in Naturalien, oft eine Kuh oder auch Ziegen.

Wenn sich früher und heute noch der Reichtum der Watussi in erster Linie auf ihre riesigen Viehherden bezieht, so zeigen sie doch in den letzten Jahren bestimmte Veränderungen. Die Watussi besitzen neben ihren Herden heute auch Kaffeepflanzungen. In den sogenannten «Centres Commerciaux» betreiben sie Kaufläden. Die Watussi-Chefs besitzen meistens Autos und tragen europäische Kleidung. Obwohl diese hochgewachsenen Menschen in gewissen Teilen ihres Landes sich den Gepflogenheiten der Weißen angepaßt haben und deren Manieren nachahmen, pflegen sie doch leidenschaftlich ihr althergebrachtes Brauchtum.

Zwei Monate nach unserm ersten Ruanda-Besuch haben wir Gelegenheit, der Hochzeit der Schwester des Mwami von Ruanda in Nyanza beizuwohnen. Es ist der Hauptort der Eingeborenen Ruandas, wo Mwami (König) Charles Mutara III. Rudahigwa seine Residenz hat.

Seit Wochen stand Nyanza im Banne fieberhafter Tätigkeit für die Vorbereitungen der märchenhaften Hochzeit der schwarzen Prinzessin. Heute wehen Tausende bunter Flaggen über der Straße, wo sich der Hochzeitszug zur katholischen Missionskirche begeben wird. Schwarze Polizei überwacht den Cordon, hinter dem sich die Masse der zehntausend schaulustigen Eingeborenen schiebt und drängt. Diese Eingeborenen sind aus den hintersten Talschaften und Winkeln des

Landes gekommen, um das große Fest und ihren König zu sehen. Es ist eine Atmosphäre von Spannung und freudiger Erwartung. Eine Autokolonne neuester amerikanischer Modelle nähert sich in langsamer Fahrt. Durch die Menge geht ein erstauntes Raunen, und tausend Hälse recken sich. Unter Hörnerblasen und Trommelschlägen legt die königliche Hochzeitsgesellschaft, voraus das Brautpaar, gefolgt vom 2 Meter großen Mwami, den übrigen Mitgliedern der königlichen Familie und geladenen Gästen, die letzte Wegstrecke zu Fuß zurück, ein Bild von bestechender Eleganz und Noblesse. Speerbewaffnete Krieger in wehendem Federschmuck bilden die königliche Eskorte. Tänzer in malerischen Kostümen stehen vor der Kirche Spalier. Der feierliche Akt der Trauung vollzieht sich nach dem Zeremoniell der katholischen Kirche.

Die königliche Watussi-Familie hat sich längst zum christlichen Glauben bekannt. Ruanda ist seit Jahrzehnten ein beehrtes Wirkungsfeld der Missionen, wobei die Missionare – nicht ohne politischen Hintergedanken – ihre Tätigkeit insbesondere dieser herrschenden Menschenklasse zugewendet haben.

Nachmittags findet die Hochzeit ihre Fortsetzung mit den Kriegstänzen und sportlichen Anlässen, die sich auf dem weiten Platze vor der in europäischem Stil gebauten Residenz des Mwami abspielt. Der Boden bebt unter den stampfenden Füßen der tanzenden Krieger, die zur Eröffnung des festlichen Anlasses unter lautem Kriegsgesang, Trommelwirbel und Hörnerblasen auf den Platz stürmen. Angesporn durch die begeisterte Zuschauermenge, steigern sich die Bewegungen der Tänzer zu immer größerer Wildheit. Diese Kriegstänze haben ihren eignen Rhythmus und erfordern von den Ntore (Tänzern) fast unmenschliche Anstrengungen. Die ekstatisch verzerrten Gesichter der Tanzenden trüben von Schweiß. Jeder versucht, den andern an Kühnheit und Wildheit zu überbieten. Sie wollen ihrem König imponieren, der im Kreise seiner Familie und geladenen Gäste vom terrassenförmigen Vorbau seiner Residenz aus dem Schauspiel beiwohnt. Mit ihren Tänzen rufen die Watussi ihre kriegerische und wilde Vergangenheit in die Gegenwart zurück. Mögen die Bewegungen und Gebärden dem Zuschauer manchmal auch willkürlich erscheinen, so sind sie doch an bestimmte, von Generation zu Generation überlieferte Gesetze gebunden. Jeder Sprung und jede Gebärde werden dem Tänzer schon in seiner Jugend eingeprägt. Der Nachwuchs rekrutiert sich meistens aus den adligen Familien. Die Anzahl der Tänzer ist beschränkt und wird vom König bestimmt, sie dürfen auch nur mit dessen Erlaubnis öffentlich auftreten.

Die Watussi sind auch Virtuosen im Hochsprung. Nachdem die verschiedenen Tanzgruppen aufgetreten sind, zeigen sie ihre Leistungen auf diesem Gebiet, wobei Hochsprünge von 2 Metern keine Seltenheit sind. Durch einen Eingeborenen erfahre ich, daß der höchste Sprung dieses Nachmittags 2,25 Meter war.

Als Krönung dieses Festes führen die Watussi dem König ihre geweihten Kühe vor. Es sind dies langgehornte Kühe, wie man sie auf altägyptischen Reliefs sieht. Heute kommen diese Kühe, die zuweilen eine Hornauslage von annähernd 2 m erreichen, nur noch bei den Watussi vor. Dieser Umstand und der Kult, den die Watussi mit ihren Kühen treiben, ist wohl ein Hinweis, daß sie Söhne aus dem Lande der Pharaonen sind.

## Vegetationsbeobachtungen in den Virunga-Vulkanen

Von HANS STAUFFER. Mit Photos von J. Feuerstein und A. Heim

Das zentralafrikanische Bergland wird in nord-südlicher Richtung durchzogen von mächtigen Grabenbrüchen, die in ihren Sohlen zahlreiche Seen bergen. Im Westgraben, der sich vom Albertsee im Norden, vorbei am Ruwenzori über den Edwardsee und Kivusee nach Süden bis zum Tanganjika- und Nyassasee zieht, erhebt sich als große Wasserscheide der Stromgebiete des Nils und des Kongo die Kette der Virunga-Vulkane, nördlich des Kivusees unter 1° 30' Süd. Die Kette gliedert sich in drei Gruppen, im Westen noch tätige Gipfel, besonders Nyamuragira und Niragongo, in deren Vorfeld viele kleine Krater und große Lavaströme, teils aus neuester Zeit, von lebhaften und häufigen Ausbrüchen zeugen. Nachts leuchten weithin im Widerschein des im Krater brodelnden glühenden Lavasees die Dampf Wolken über dem Niragongo, während in der riesigen Kraterarena des Nyamuragira Schwefelkrusten und Gase schwächere Kunde aus dem Erdinneren geben.

Die übrigen Gipfel der Kette sind erloschen, meist schon stark von der Erosion erfaßt und in den vulkanischen Formen verändert. Die zentrale Gruppe, durch eine flachere Sattelzone von der östlichen abgegliedert, umfaßt drei Hauptgipfel, von denen der als vollendete Pyramide aus dem Bergland Ruandas aufsteigende Karisimbi mit 4507 m der höchste ist.

Die Ostvulkane, die die Grenze zwischen dem englischen Mandatsland Uganda und Belgisch-Kongo bilden, tragen nochmals drei Gipfel, der zerfurchte und in mehrere Einzelgipfel aufgelöste Sabinio schließt sich am nächsten an die Zentralgruppe an; es folgt der Mgahinga, mit großen Sumpfflächen im Innern eines weiten, nach Südwesten ausgebrochenen Kraters, und endlich als letzter der Kette der Muhavura, der sich als breite Pyramide dem ständig aus Osten heranstürmenden Winden und Nebeln des Passates entgegenstellt, und der einst seine Lava bis in die Berge des Grabenrandes hinein ergoß, um so den Riegel der Wasserscheide völlig zu schließen. Er erreicht eine Höhe von 4120 m; sein Gipfel erscheint durch ein winziges Kraterseelein von kaum 30 m Durchmesser sonderbar im Gegensatz zu den Lavaströmen der Flanken zu stehen, die auf ein spätes Erlöschen hinweisen, das manche Geologen sogar erst in historischer Zeit sehen wollen.

So mannigfach wie das Bild dieser Berge, ihrer Laven und Verwitterungsformen, ihrer Bodenbildung, Höhen und klimatischen Verhältnisse erscheint, so spiegelt es sich auch in der Vielfalt und Reichhaltigkeit der Vegetation und Flora, die auf engem Raume diese Vulkane besiedeln. Unserer Schweizerischen Virunga-Expedition war es möglich, wenigstens ausschnittsweise in diesem Gebiete Einblicke zu tun.

Das zentralafrikanische Bergland gehört bereits nicht mehr zum geschlossenen Gebiet des tropischen Regenwaldes, der das ganze Kongobecken bedeckt. Die Berglage und die stärkere Kontinentalität des Klimas liefern veränderte Bedingungen, wir befinden uns im Savannengürtel, der hufisenförmig das große Waldgebiet umschließt. Wir treffen denn auch am Fuß der Vulkane verschiedene Typen von Baum- und Strauchsavannen, teils Grasland mit Schirmakazien, teils mehr oder weniger dichte Bestände von Kandelabrecuphorbien. Vielfache Brände tragen stark zur Entwaldung bei und führen stellenweise zu hochgrasigen Steppen, denn nur wenige Baumtypen ertragen Brand. Dazu gehört die häufige *Erythrina abyssinica* Lam., eine Leguminose mit dicker, grober Borke,

kurzem, gedrungem Stamm und flacher Krone, mit stacheligen, reich verzweigten Ästen. Merkwürdig, wie dieser Baum — unabhängig von Trocken- und Regenzeit — individuell verschieden fruchtet und blüht. In einer Baumgruppe stehen Exemplare mit leuchtend roten Blüten, umschwirrt von Kolibris, andere über und über behangen mit den schweren Gliederhülsen.

Sobald wir uns den Vulkanen nähern, ändert sich das Klima und damit auch die Vegetation, die Berge erhalten weit bedeutendere Feuchtigkeitsmengen als die umgebenden Savannengebiete, außerdem sind die Niederschläge anders verteilt, da dort auch in der Trockenzeit Gewitter sich entladen. Dazu kommt noch die große Nebelhäufigkeit der Höhenzone, sind doch nur selten und stets nur kurze Zeit alle Gipfel frei.

Das Bild der Vegetation ist weiter stark verschieden, ob wir es mit noch tätigen oder erloschenen Vulkanen zu tun haben. Das Vorland der aktiven Vulkane ist erfüllt von Lavaströmen und Schlackenauswürfen verschiedensten Alters — der neueste Ausbruch datiert erst vom vergangenen Frühjahr — und es ist reizvoll, die Neubesiedelung der erstarrten Lavamassen zu verfolgen. Die einjährige Lava, die in der Tiefe noch nicht völlig erkaltet schien, so daß am frühen Morgen die Taufeuchtigkeit in dichten Dampf Wolken aus den Spalten aufstieg, erwies sich als völlig abiotisch, auch nicht eine einzige Alge war darauf zu erspüren. Zweijähriges Gestein zeigte dagegen schon wieder Leben, in Spalten und unter kleinen Gewölben sammelten sich Spuren herangeblasenen Staubs mit kleinen Lavabrocken, in solcher Schutzlage erhielt sich bereits trotz der trockenen Winde und der extremen Sonnenbestrahlung die nötige Feuchtigkeit, um ersten Sporen und Keimen das Leben zu ermöglichen. So fanden sich da und dort junge Moosrasen, erste Anflüge eines Flechtenthallus, der sich rasch — vor allem auf der krümelig zerbröckelnden Lava — zu dichten grauen Rasen zusammenschließt; es handelt sich um ein Stereocaulon, das uns aus den Alpen altvertraut erschien. Stellenweise zeigten sich in tiefen Ritzen erste Farne, durchwegs besonders angepasste, xerophytische Typen, wie *Pteris vittata* L., *Polypodium scolopendrium* Burm. f., oder *Nephrolepis cordifolia* (L.) Presl. Auch vereinzelte Samenpflanzen stellen sich ein, lauter Arten, deren Samen durch den Wind verbreitet werden, so besonders verschiedene Kompositen und auffallend ein Ampfer, *Rumex maderensis* Lowe, dessen rote Flügelfrüchte zahlreich aus der schwarzen Lavamasse herausleuchten.

Während Moos- und Flechtenteppich ständig zunehmen, folgen bald erste Büsche und Bäume; zur Regenzeit schießen vorübergehend manche Kräuter auf, die wieder vertrocknen, Detritus und Wurzelwerk tragen aber zu weiterer Bodenbildung und Oberflächenverwitterung bei. Typen der umgebenden Buschwälder treten immer häufiger auf; nach etwa zwanzig Jahren ist die Lavafläche schon stark mit jungem Busch bedeckt, Rubusarten und Rutensträucher aus der Familie der Rutaceen mit kräftigen Dornen verwandeln solche Flächen in beinahe undurchdringliche Zonen.

Der Wald, der schließlich die älteren Lavaströme bedeckt, ist ausgezeichnet durch kleine, dicke, harte ausdauernde Blätter; auch im Unterwuchs vermögen noch immer nur Arten zu gedeihen, die extreme Trockenheit ertragen können. In der Trockenzeit stehen diese Wälder grau und dürr, die Blätter sind schlaff oder eingerollt, vereinzelt Bäume werfen





Watussi in Belgisch-Kongo bei einem Fest.

Photo Feuerstein.

*Seite gegenüber:* Die Expeditionskarawane, mit Frau und Herrn Prof. Heim,  
beim Aufstieg in der Zentralgruppe der Virunga-Vulkane.







Besiedlungsstadien junger Lavafelder: In Ritzen und Spalten der 6jährigen Lava zeigen sich als erste Vegetation die Farne.

*Unten:* Ältere, 16jährige Lavafelder mit dichtem Flechtenbewuchs (Stereocaulon) und erstem Anflug von Gehölzen aus dem umgebenden Buschwald.



*Seite rechts oben:* Hochgebirgsvegetation auf 3400 m; im Vordergrund Lobelien. Weit erstreckt sich das an kleinen Kratern reiche Kigezi-Bergland Ugandas. Im Hintergrund der Mutanda-See.

*Rechts unten:* Zentralafrikanische Savannenlandschaft (Queen-Elizabeth-Park, Uganda). Im Vordergrund Kandelaber-Euphorbien.









*Vegetationstypen in der  
Vulkanlandschaft*

*Seite links:* Offene Savanne mit typischen Schirmbaumformen. *Unten:* Dichter Bambuswald bei 2300 m; im Vergleich zu der Höhe der Stämme ein Bahutu-Neger. (Photo A. Heim)



*Oben:* Blick auf den Mikeno (4437 m) von Süden.



*Unten:* Charakteristischer Bergurwald am Fuße der noch tätigen Vulkangruppe. Im Hintergrund der breite Dom des Nyamuragira (3000 m).







Hochgebirgsvegetationen in der Ostgruppe der Virunga-Vulkane: Typisch sind die 4–5 m hohen, dicht buschigen Ericaceen-Bäume mit starkem Flechtenbewuchs; die Senecien (*Seite rechts*, im Vordergrund blühend) und die Lobelien-Rosetten. *Seite links unten* eine Detailaufnahme, die die charakteristischen Moospolster zeigt. (Photos J. Feuerstein)



Der fast undurchdringliche Busch von Riesen-Senecien am Muhavura bei 3900 m. Unten, neben Lobelien, ein Pygmoide als Führer. (Photo A. Heim)



sogar ihr Laub ab, die kleinen Farne am Boden knistern und zerbrechen vor Dürre; ein kleiner Funke genügt in diesen Tagen — etwa Ende August — um weite Gebiete in Brand und Asche zu legen, der heißstrockene Wind ist erfüllt von Staub und Rauch.

Mit den ersten Gewittern ändert sich das Bild, in kürzester Zeit sprießen neue Triebe und Blätter, welche, eingetrocknete Achsen stehen wieder aufrecht und prall da. Viele Sukkulente speichern jetzt neues Wasser, so die Euphorbien, Kalanchoe-Arten und Sansevierien. Die Hauptblütezeit fällt auf den Beginn der Trockenzeit; wenn die vegetative Entwicklung zum Abschluß kommt, erscheinen fast gleichzeitig an Bäumen, Sträuchern, Lianen und Kräutern die Blüten, meist nur kurze Zeit, gefolgt von einer neuen, durch Trockenheit bedingten Ruheperiode. Unter solch extremer Periodizität stehen die Sklerophyllwälder am Fuß der Vulkane, und mit der Vegetation hängen die saisonalen Wanderungen der Tiere zusammen, kommen und gehen die Elefantenherden, verlagern die Antilopen ihre Weideplätze von offenen Savannen zu den wenigen Wasserstellen, ziehen Löwen und Leoparden hinter ihrer Beute nach.

Der Mensch aber vermag wenig mit diesem Land anzufangen, zu karg ist der Boden und zu unsicher die Wasserversorgung. Nur dort, wo am Ufer des Kivusees die Lavaströme weit ins Wasser sich ergossen, haben sich einzelne Siedlungen behauptet, wo die Eingeborenen mit ihren Ziegenherden und mit Feldbau ein kärgliches Leben führen.

Welch anderes Bild am Fuß der erloschenen, östlichen Vulkane! Hier, auf alten Böden, die sich in langer Entwicklung aus der mineralreichen Lava bildeten, bei reichlicher Bodenfeuchtigkeit und Bewässerungsmöglichkeit reiht sich Dorf an Dorf, Plantage an Siedlung; Weiß und Schwarz machen sich hier den Boden streitig, schlagen ständig neue Breschen in die Wälder der Vulkanhänge, um jungfräulichen wertvollen Boden zu gewinnen. Schon hat die Grenze des Kultivationsgebietes stellenweise 2800 m erreicht, und die prächtigen Bergwälder sind bis auf wenige Reste verschwunden.

Solche Stellen zeigen uns einen reichstrukturierten, mittel-hohen Wald mit einer vielfältigen Baumschicht, zwei Strauchschichten, Hochstauden und Kräutern. Lianen sind nicht häufig, dagegen ist der Reichtum an Epiphyten erstaunlich. Äste und Stämme sind dicht überwachsen mit Flechten und Moosen, aber vor allem mit Farnen, Orchideen und Piperaceen. Feuchtigkeit ist hier reichlich vorhanden, es finden sich hier im Gegensatz zu den jungen Lavavegetationen Wasserläufe und Sumpfstellen. Die Luft ist erfüllt vom Geschrill der Zikaden, vom Quaken kleiner Raniden, von Vogelstimmen, hier tummeln sich Affen — der Bergwald beherbergt den Schimpansen — und andere Baumtiere.

Bei 2600 m erreichen wir den Bambuswald. Seine Grenze nach oben und nach unten ist nicht scharf, vielmehr durchdringt er sich inselartig mit den umgebenden Waldtypen. Die Bambuspflanze, *Arundinaria alpina* K. Schum., bildet sehr dichte Bestände fast monophytischer Art, ihr Wuchs ist eher gedrungen, von etwa 6 m Höhe mit selten bis armdicken Schossen. Der Unterwuchs des nur schwer durchdringlichen Waldes ist spärlich, da nur wenig Licht bis zum Boden dringt und die Konkurrenz der Bambuspflanze enorm ist; wenige Urticaceen, einige *Impatiens* und vereinzelte Lianen kommen vor. Der einzelne Halm erinnert an ein schlankes Tännchen, die schmalen Blätter erscheinen im Gegenlicht, ständig im Winde sich bewegend, als feinstes Filigran. Eigenartig sind die jungen Triebe, die als messerscharfe Spitzen aus dem Boden herausbrechen, die äußersten Scheiden sind dicht behaart, die innern aber zart und das Ganze leicht brüchig. Diese jun-

gen Sprosse bilden eine Hauptnahrung der Berggorillas, die bei Beginn der Regenzeit, wenn der Bambus austreibt, in die Wälder heruntersteigen. Niemals hätten wir aber bestätigen können, daß junger Bambus den Menschen als Kost diene, wir haben uns selbst von der Ungenießbarkeit der Spitzen als Gemüse überzeugt, da diese sehr viel Gerbstoffe enthalten.

Auf 3000 m stehen wir an der Obergrenze des Bambuswaldes. Die nach oben hin anschließende Vegetation ist nicht überall gleich ausgebildet, vielmehr finden wir unterschiedliche Verhältnisse, je nach Alter des Bodens, nach Neigung und Exposition des Hanges. Es handelt sich entweder um Wälder von *Hagenia abyssinica* (Bruce) Gmel., einer Rosacee, die mächtige, weit ausladende Kronen bildet, mit reichem Gras- und Hochstaudenunterwuchs, oder um Bestände des Johanniskrautbaumes, *Hypericum lanceolatum* Lam., eine lichte Vegetation auf stark ausgelaugten, feuchten Böden mit bis 15 m hohen Bäumen von sehr schlankem, unregelmäßigem Wuchs, mit reichem Unterwuchs in mehreren Schichten. Flachere Stellen, wie Hangterrassen oder Sattelzonen, sind bedeckt von ausgedehnten Sümpfen, in den Hängen finden sich quellige Stellen mit spezifischer floristischer Zusammensetzung: Da stoßen wir auf Quellkraut (*Montia*), Cardamine- und Isoplepisarten, und auf die kleine Crucifere *Subularia monticola* A. Braun, deren nächste Verwandte sich an europäischen Küsten trifft.

Lichtungen tragen hier eigentliche Wiesen, die uns deshalb besonders faszinierten, weil uns auf Schritt und Tritt Gattungen und Arten begegneten, die auch in den gemäßigten Zonen verbreitet sind. Da stehen Vicien und Lathyrus, Trifolium, Viola, Sanicula, Veronica, um nur einige zu nennen. Farne sind in dieser Stufe ebenfalls reichlich vertreten, aber auch niedere Kryptogamen beginnen eine Rolle in der Vegetation zu spielen, so die epiphytischen Moose und Bartflechten.

Im *Hypericum*-Wald zeigen die meisten Pflanzen vegetative Verbreitungsmittel, meist durch Ausläufer, aber auch durch Brutknollen. Ferner kommen häufig Klebsamen und Hakenfrüchte vor, was auf Tierverbreitung hinweist. Tatsächlich sind hier verschiedene Antilopen, die Bergform des Büffels, aber auch der Elefant anzutreffen, außerdem Leopard und Löwe. Vögel sind häufig, Amphibien und Reptilien dagegen selten, einzig das Bergchamäleon und einige Frösche sind noch zuweilen anzutreffen.

Steigen wir weiter, verarmt die reiche Krautschicht bald, auf Gräten und exponierten Stellen treten bei 3200 m die ersten Ericaceenbäume auf, die bei 3350 m geschlossenen Wald bilden. Der Heidekrautgürtel, der wohl keinem afrikanischen Gebirge fehlt, ist erreicht. Gedrungene kleine Baumgestalten von pinienartigem Wuchs, mit fast schwarzen nadeligen Blättern, mit dichten Moospolstern auf den Zweigen, behangen mit Bartflechten von grünlicher oder grauer Farbe, stehen sie hier, «die Wälder der Nacht», wie sie James Riddel genannt hat. Fast ohne Unterlaß streichen in der Regenzeit Nebel über die steilen Hänge, auch die mächtigen Moostepieche am Boden triefen von Feuchtigkeit, aus ihnen ragen vereinzelte Gräser und Sauergräser oder kleine Farne. In den Schluchten rieseln Bäche; dort tauchen jetzt auch neue Pflanzengestalten auf, es sind die ersten Senecien: Dickzweigige Sträucher mit großen Blättern — sie erinnern an Tabak — die am Ende der Zweige zu dichtem Schopfe gehäuft stehen, aus dem Schopfe steigt die aufrechte große Blütentraube, mit den vielen, nickenden gelben Körbehen. Daneben die Lobelien, aufrechte meterhohe Stämme, mit einem mächtigen Schopfnerviger, grüner, oft rötlich überlaufener Blätter, die den hohen schlanken Blütenkolben tragen, mit dicht gedrängten Blüten — grünlich oder rötlich — unter jeder Blüte ein Trag-

blatt, das je nach Art bald kahl, bald dicht filzig behaart, bald ganzrandig oder gezähnt die Unterscheidung der Formen erleichtert.

Bei 3700 m erreichen wir die Baumgrenze, die Heidekrautbäume steigen nicht weiter. Wir betreten die «alpine» Zone, die sich aber völlig anders als in den Alpen darbietet. Hier schließen Senecien und Lobelien zu dichten Beständen und Dickichten zusammen, so daß es Zeit und Mühe kostet, sich durch das Gewirr der bogig aufsteigenden Äste durchzukämpfen. Man ist gezwungen, von Zweig zu Zweig zu klettern; am Boden zu gehen wird unmöglich, man versinkt bis zur Hüfte im Moos und in der darunter liegenden Moerschicht. Aber auch die lebenden Zweige sind von ungeheuren Moosdecken überwoben, in denen zuweilen ein Schaumkraut oder eine Kresse sich ausbreitet.

Offenere und weniger feuchte Stellen zeigen Graswuchs und dichte Bestände eines silberblättrigen Frauenmantels, *Alchemilla cinerea* Engl., oder von *Helichrysum*-Arten, von denen mehrere vorkommen. Die Strohlumchen sind charakteristisch für zentralafrikanische Gebirge, und ebenso wie bei den Lobelien und Senecien hat beinahe jedes Massiv seine eigenen endemischen Formen ausgebildet.

In Gipfelnähe werden alle Formen gedrungener, aber noch immer stehen prächtige 3 m hohe Lobelien zahlreich in den Hängen, es handelt sich um *Lobelia Wollastonii* Bak. F., mit tiefblauen Blüten und silbrig behaarten Tragblättern, die an der Spitze des Blütenstandes noch zu dichtem Haarschopf zusammengeschlossen sind. Daneben steht *Senecio alticola* (Mildbr.) Th. Fries Jr. mit oberseits grünen, unterseits dicht weißfilzigen Blättern und dunkelgelben Blüten als ein anderes Beispiel einer Pflanze, die dem ständigen Wechsel von Nachtfrost und Tageswärme standhält.

Die Gipfelfluren sind arm an Arten; außer einigen Gräsern im Moosteppich ist nur noch ein kleiner Hahnenfuß zu finden, der sich durch seine in den Boden zurückgekrümmten Fruchtstiele auszeichnet, und endlich stoßen wir noch auf das kleine *Helichrysum Erii* —, *Rosenii* Rob., dessen niedrige Polster übersät sind von weißen Blütenkörbchen —, das afrikanische Edelweiß.

Manche Gipfel tragen in alten Kratern Sümpfe oder Seen, der Karisimbi ragt gerade noch in die Schneeregion auf. Weit herauf bis gegen 4000 m lassen sich die Spuren von Gorilla und Elefant nachweisen, die jungen Blattschöpfe der Lobelien scheinen eine beliebte Kost der Großaffen zu sein.

Viele Probleme vegetationsgeschichtlicher und pflanzengeographischer Art, die uns diese Berge aufgeben, sind ungeklärt. Wie kam es zur Ausbildung der Endemiten, wie alt sind sie, wann und woher eingewandert, woher stammen die zahlreichen gemäßigten Genera der Bergwälder, welche Verbreitungsagentien sind besonders wirksam? Wieweit es unserer Expedition gelingen wird, einen Beitrag an die Lösung solcher Fragen zu liefern, läßt sich heute, vor der Auswertung der Sammlungen und Feldbeobachtungen, noch kaum abschätzen.

In den Berghängen der Virunga schreitet der Mensch mit seiner Urbanisierung unentwegt vorwärts. Wären nicht Wälder und Gipfel durch den Albert-Nationalpark geschützt, oder in Uganda unter Forstschutz gestellt, würden sie bald ihrer eigenartigen Vegetation beraubt sein, ihre Pflanzen- und Tierwelt würde verschwinden, wie es an nur zu vielen Orten bereits geschehen ist. Hoffen wir, es möge weiterhin gelingen, in diesem Gebiet der Erde ein Stück Natur zu erhalten, das uns — sei es als Erlebnis von Natur und Landschaft, sei es als Objekt der Forschung — unersetzbar wertvoll sein muß.

## DER MENSCH MUSS LEBEN

Erzählung aus Südafrika von EZEKIEL MPAHLELE

eingeleitet und aus dem Englischen übersetzt von Peter Sulzer

Diese Kurzgeschichte erschien im Jahre 1947 zusammen mit vier weiteren «Short Stories» im Verlag des African Bookman in Kapstadt. Der Verfasser, ein von Marabastad, einer Bantuvorstadt der südafrikanischen Metropole Pretoria, gebürtiger Bantuneger vom Volk der Sotho, setzt sich darin mit jener eigenartigen, zwischen ertümllichem, wucherndem Leben, Halbbildung und Verkommenheit schwebenden Welt der städtischen Eingeborenenansiedlungen auseinander, die im Zusammenhang mit der raschen Industrialisierung des Landes besonders seit dem Krieg wie Pilze aus dem Boden geschossen sind. Aus den Slums der selbstgezümmerten «Shanty Town» aus Wellblech und Brettern hat sich Ezekiel Mpahlele zum Lehrer einer führenden südafrikanischen Schule, der in Maseru, der Hauptstadt des britischen Protektorates Basutoland, vor fünfzehn Jahren gegründeten Basutoland High School, emporgearbeitet. Mpahlele ist zudem Vorsitzender des Syndikates Afrikanischer Künstler.

In «Man Must Live», dem Erstling von Mpahleles Kurzgeschichten, schildert dieser schwarze Novellist das Leben eines Eingeborenen, der es vom Handlanger über den Vorarbeiter bis zum Eisenbahnpolizisten bringt, um nach einer kurzen Rubepause auf den erworbenen Lorbeeren wieder in den jahr-

tausendealten afrikanischen Schlamm zurückzusinken. Aber dieser zivilisierte Schlamm der afrikanischen Halbwelt ist im Unterschied zum Armutsschlamm des alten Afrika bodenlos erbarmungslos. Der Glaube an die Abnen ist ebenso zerstört wie das Gefühl der Verbundenheit mit der Natur und der menschlichen Gemeinschaft. Der Gebildete blickt auf den Halbgebildeten, der Halbgebildete auf den Ungebildeten herab. Es gilt nur noch das eine scheinbar alles umfassende Gesetz des nackten Egoismus: «Der Mensch muß leben.»

Der englische Originaltext wurde in der deutschen Übertragung um wenige Abschnitte gekürzt.

Khalima Zungu war Eisenbahnpolizist. Er gefiel sich in seinem Beruf. Mit Wohlbehagen rief er die Namen der Stationen und Stättchen aus, ohne allzuviel dabei zu denken. Er besaß eine volltönende, donnernde Stimme und wußte, daß sie ihm sehr zustatten kam. Khalima Zungu spitzte gerne die Ohren, wenn sich Leute über ihn äußerten, wenn sie etwa sagten: «Ist der dort in der Uniform nicht schneidig? Hat der aber breite Schultern und gewaltige, starke Fäuste!»

Viele Reisende sind dem Herdenvieh so ähnlich, dachte Zungu bei sich; ganz wie die Rinder sind sie,

die er einst in Zululand hütete, als er noch ein Junge war — da hatte er einmal ein Mädchen gerettet, das von der fliehenden Herde überrannt wurde.

Khalima Zungu trug jederzeit das Bewußtsein zur Schau, daß er sich emporgearbeitet hatte, er selbst, aus eigenem Antrieb!...

*Zungu ist von seinem Heimatdorf im Herzen Zululands ausgerissen. Nachdem er auch der Schule vorzeitig den Rücken gekehrt hat, wird er Arbeiter in der Kleiderbranche, im Baugeschäft, im Straßenbau. Er bringt es bis zum Vorarbeiter, doch die Arbeiter mögen ihn nicht leiden.*

... «Es ist seltsam, wißt ihr», hörte er einen von ihnen zu einer Gruppe von Horchlustigen sagen, «wie kommt's, daß unsere Leute das Wort des weißen Mannes achten und fürchten, ihre eigenen Landsleute dagegen geringschätzen?» Doch ja, schließlich muß man leben!

Zungu hatte diese Lebensweisheit in sich großgezogen, seitdem er von der Dorfschule in Zululand durchgebrannt war. Laß die Menschen dein Tun mißbilligen; sie mögen spotten und über dich lächeln; laß sie zetern, du achtetest sie nicht; laß sie behaupten, du verdienst deinen Lebensunterhalt nicht ehr- und redlich: früher oder später werden auch sie die harte, kalte, unwiderlegliche Tatsache anerkennen, daß der Mensch leben muß.

*Von der Fabrik kommt Zungu in die Eisenbahnverwaltung.*

Bisher hatte Khalima Zungu Stein, Sand und Eisen bearbeitet; nun bearbeitet er Lebewesen. Wer eine Pickle kräftig anfassen und Stein zu Pulver zermahlen kann, der hat keinen Grund, den Schlotter zu bekommen, wenn er die Leute, die nach Pimville fahren wollen, anbrüllen muß, den Zug nach Pimville und nicht den nach Germiston zu besteigen... Zungu sah Menschen ganz verschiedener Art, und manche unverdaute Eindrücke blieben in seiner Erinnerung haften. Gerade heute hatte er einen Mann mit Frau, wahrscheinlich der Ehefrau, gesehen, die viel länger war als ihr Gatte. Die Art und Weise, wie sie zu ihm sprach und ihn anschaute, verriet Zungu, daß dieser ein Pantoffelheld war, einer von den Männern, die sich von der Hausherrin über den Gartenzaun jagen lassen oder vor geschlossener Türe stehen, wenn sie ihre Befehle nicht pünktlich ausgeführt haben.

Dann war da jener Mann mit dem Höcker auf dem Rücken. Welche Lasten dieses Leben und diese Erde einem Mann doch aufbürden können, einfach deshalb, weil er nicht weiß, daß der Mensch leben muß! Offensichtlich gehörte der zu jener überspannten, verschrobenen Menschengattung, die zu nichts weiterem als zur Belustigung anderer erschaffen zu sein scheint — zu jener Sorte von Leuten, die alles, was sie besitzen, an Bettler verschenken, um nachher selber betteln zu gehen und an einem einzigen Erkennungszeichen für ihre guten Dienste Genüge finden, einem Buckel — ach du mein Gott! — welch Unglück hat der weiße Mann über uns gebracht! Hätte es zum Beispiel in den Tagen unserer Vorfahren Männer mit gesundem Menschenverstand gegeben, die schon in den Zwan-

zigern oder Dreißigern glatzköpfig gewesen wären? Sicher hatte dieser Kahlkopf, der ihm begegnet war, kaum seine vierzig Jahre hinter sich. Was in aller Welt mochte ihn zu der Unverschämtheit bewogen haben, ihn, Khalima Zungu, einen Repräsentanten der Bahnpolizei, anzusprechen, als ob er einem Mann gleicher Stufe gegenüberträte? Vielleicht, so war ihm eingefallen, wollte sich der Kerl durch sein großtuerisches Gebaren über die lächerlich kurze Statur und die Schande seines frühzeitigen Haarschwundes hinwegtäuschen. Solche Narren sollte man dulden, denn durch sie wird man sich seiner eigenen Würde bewußt. Wie dem aber auch sei, er hatte keine Zeit für jene Klasse, welcher der Mann offenbar angehörte, für jene Leute, die so viel lesen und so wenig zu leben verstehen.

Noch viele andere Menschen hatte Zungu beobachtet: die fadendünne Frau mit dem langen Gesicht, die in einen ewigen Krieg mit sich selber verwickelt zu sein schien; den kleinen Jungen, der sich in seiner Gegenwart unter der Mutter Schal verkroch — sogar Kinder erkannten seine Größe! — dann den runden Fettbauch mit den Wülsten im Nacken, der sich seinen Weg durch das Menschengewühl bahnte wie ein aufgezoogenes Spielzeug und wider alle Vernunft einer Biene gleich vorwärtsschoß. Vom Geld Besessene pflegen gewöhnlich so zu gehen, dachte Zungu. Zugegeben, sie wollten leben, wie er. Aber Leute solcher Art sterben auf der Jagd nach dem Leben meist lange bevor sie zu leben begonnen haben. Vielleicht war jener Mann sogar einer von denen, die in Watte gewickelt erzogen worden sind und ihre Zeit damit totschlagen, mit Tennisschlägern auf Bälle zu zielen oder ihre Körper nach den Klängen unverständlicher Musik in Tanzsälen zu verrenken und herumzuschieben. Einfach lächerlich! Bloße Schwächlinge sind sie, die all ihr Wissen nicht um ein Haar besser macht. Aber laßt sie leben meinetwegen, wenn sie müssen...

*Zungu möchte heiraten.*

Khalima Zungu erkannte immer deutlicher, daß irgend etwas gefunden werden müßte, was ihm helfen würde, den Zweck seines Lebens zu erfüllen. Bisher hatte er nicht ernsthaft ans Heiraten gedacht. Ein- oder zweimal war er verliebt gewesen, aber da ihm bei aller Achtung für das Wort einer Frau eine mädchen scheue Art eignete, so unterblieb bei jenen Geschichten das Dauerhafte. Um seine Mädchenscheu zu entschuldigen, redete er sich fortwährend ein, die Frau sei in seinem Lebensplan noch nicht notwendig; er könnte sich seines Lebens ordentlich freuen, auch ohne es mit dem Weibchen seiner Gattung zu teilen. Und doch stellte sich Zungu vor und hoffte er, daß ihm eine Frau halbwegs entgegenkommen würde, eine, die er gewinnen könnte, ohne zur Überwindung seiner Scheu auch nur einen Wank tun zu müssen. Er wußte, daß seine Aussicht auf gut Glück klein war, aber dennoch — er hoffte...

*Die ersehnte Gelegenheit findet sich, als eine Reisende den letzten Zug verpaßt und am Bahnhof übernachten muß.*

Zungu näherte sich und fühlte eine Art Zuneigung zu ihr. «Hoffentlich sind Sie nicht von weither, sonst haben Sie Pech. Dies war der letzte Zug — kein anderer bis morgens um 3 Uhr 15!»

Sie stieß einen verzweiflungsvollen Seufzer aus. «Ich bin von Inanda, ich gelange nicht mehr nach Hause — nun gut, so warte ich eben hier bis 3 Uhr 15.»

«Es ist verboten, sich über Nacht an diesem Orte aufzuhalten», sagte Zungu etwas steif. Er hatte es mit einer besseren Dame zu tun, aber Vorschriften bleiben Vorschriften.

«Ich kenne hier niemand. Wohin soll ich gehen?»

«Die Frage wollte ich gerade an Sie richten», antwortete er nicht ohne einen Unterton von leichter Schadenfreude...

*Zungu führt die Frau in seine Bude, richtet ein Feuer an und benimmt sich wie ein Gentleman.*

Nach der Ausfahrt des Zuges kehrte Zungu an seinen Herd zurück. Das Knistern des Feuers, das Lodern der tanzenden Flammen, die fröhlich und gierig das Dach der Feuerstelle leckten, die freundlich strahlende Wärme: all das befand sich mit seiner Stimmung im Einklang. Das Leben glich dem Zauberteppich, von dem er in der Schule gehört hatte. Er trägt einen bald über Berggipfel, grüne Täler und wunderschöne Flüsse, bald durch furchterregende, dunkle Schluchten, über zackige, widrige Felsen, durch stachelige, garstige Dornsträucher und Urwälder in dunkel-geheimnisvolle Königreiche, wo du meinst, in den Rachen des Todes zu fallen; aber dann darfst du wieder in die lächelnde Welt auftauchen, im Dufte wohlriechender Blumen schwimmen, von süßen, bitteren und bittersüßen Früchten kosten; und immerzu wirst du vom Zauberteppich getragen — und keiner weiß, wohin. Doch, wo immer das Ende sei: der Mensch muß leben. Zungu spürte auch, daß die Hohlheit und Leere, das unbestimmte Gefühl des Sinnlosen, das ihn zeitweise überkam, ausblieb. Das lächelnde Gesicht der Frau, die echte Dankbarkeit und sichtbare Bewunderung, die daraus sprachen, dazu ihre freundliche und mitteilsame Stimme erfüllten ihn mit dem Sinn für die Schönheit des Lebens. Und er wußte, daß ihn der Zauberteppich auf diese Stufe gehoben hatte...

*Zungu heiratete drei Wochen später. Die Frau ist reich. Er hört auf zu arbeiten, lebt zuerst von dem eigenen Geld und dann von dem seiner Frau.*

Es war eine sehr leichte Sache gewesen, dachte er nun, diese Geschichte, wie man eine Frau findet. Er lebte jetzt in einer Welt der Fülle — der Mensch muß ja schließlich leben, reichlich leben!

*In diesem Überschuß beginnt Zungu zu trinken. Er wird dadurch zum Gespött seiner Stiefkinder, die ihm vorwerfen, er sei altmodisch, unzivilisiert und eingebildet. Die Ehe scheitert an Zungus endloser Trinkerei wie auch am zänkischen Verhältnis zwischen der Klasse der «Besseren», der die Frau angehört, und der Klasse der Gewöhnlichen, zu der sich Zungu zählt. Eines Tages, als er betrunken nach Hause kommt, geschieht folgendes:*

Er klopfte und klopfte, aber die Türe blieb geschlos-

sen. Er rüttelte am Türgriff. Die Türe blieb geschlossen. Zungu versetzte ihr Fußtritte und stemmte seine Schultern gegen sie, bis ihm der Schweiß vom Gesicht herunterrann. Da erst erinnerte er sich, daß er vom Schlüssel einen Abguß besaß, den er vom Schlosser hatte anfertigen lassen, gerade für solche Nächte wie diese, wenn man hinausgeschlossen würde. Er trat laut grölend über die Schwelle — aber das Haus war leer. Er ging ins Schlafzimmer. Einzig der Kleiderschrank stand darin, weiter nichts. Mehr als seine trübe Geschichte konnte ihm das Haus nicht erzählen. Zungu ließ sich zu Boden fallen und blieb da liegen, ein hoffnungsloses Wrack...

*Zungu faßt einen Entschluß.*

Herrgott, er, Kahlima Zungu, einst Angestellter der Bahnpolizei, er würde ihnen eine Lehre erteilen! Das Gelbe samt dem Weißen aus dem Ei zu kratzen und ihn mit der leeren Schale zu foppen! Er wird diese Schale zu Asche niederbrennen, selbst wenn er darin lebendig verkohlen müßte.

*Er bolt eine Benzintonne.*

Er trug die Tonne ins Haus, schüttete den Inhalt über den Fußboden und besprengte mit dem Rest die Wände. Er zündete an. Er stand ganz still, als die Flammen rasend und lechzend einander umschlangen. Dann erinnerte er sich seltsamerweise der Schule, wo man ihm von der Hölle erzählt hatte. Ja, so mußte es in der Hölle aussehen. Der Anblick selbst war die leibhaftige Hölle, und er paßte so gut darein, als ob er der einzige Sünder wäre — sofern er einer war —, für den das Höllenfeuer brannte. Aber, Herrgott, er mußte leben!

*Zungu wird vom Nachbar gerettet und baut sich hernach eine Wellblechbude im Stil der afrikanischen Sbanty Towns.*

Am Fuß des Hügels steht eine Wellblechbude. Zungu hat sie eigenhändig gebaut. Man sieht ihn mit beladenem Rücken, in vornübergeneigter Haltung und mit wankendem Schritt kommen und gehen. Der Zahn der Zeit hat an der einst stolzen, kräftigen Gestalt genagt. Der selbstsichere, leichte Gang hat sich in ein schwerfälliges, unbeholfenes, tölpisches Schlendern verwandelt, das Zungu das Aussehen eines auf der Jagd verletzten Hundes gibt. Und doch ist Zungu erst in den Vierzigern. Die Welt der Liebe und Fülle, an die er denkt, gleicht einem Traum, der sich zur Dämmerstunde der Wirklichkeit ins Nichts verflüchtigte. Heute dünkt es Zungu, die Zeit schreite absichtlich langsam vorwärts, um die kärglichen Lumpenreste seines Lebens in die Länge zu ziehen. Zum Flicken sind sie zu sehr ausgetragen. Noch immer trinkt er und murmelt er vor sich hin. Zungus Augen sind ausdruckslos. Man weiß nicht, ob er glücklich oder unglücklich sei. Das Licht ist erloschen. Nur aus dem stumpfen Weiß dieser Augen spricht etwas, eine Art von Starrköpfigkeit. Wen sie anschauen, der liest ihnen unwillkürlich die Worte ab: Was willst du, daß ich sei, ein Zauberkünstler oder ein Übermensch, oder ein zahmes, braves Stück Vieh? Herrgott, ich muß leben, Mensch!





Der hl. Jakob, der in Santiago de Compostela, dem bedeutendsten Wallfahrtsort des Mittelalters neben Rom, verehrt wurde, erscheint selbst oft im Pilgergewand.

## SANTOS: INDIANISCH-CHRISTLICHE VOLKSKUNST

*5 Aufnahmen von Helen Fischer*

Neumexiko wurde 1848 von Mexiko an die USA abgetreten, aber es hatte schon als Grenzprovinz, und vorher unter spanischer Herrschaft, ein eigenständiges Leben weitab von den größeren Zentren geführt. Spanische Siedler waren früh in die unwirtlichen Gebiete vorgestoßen und hatten mit ihrer Kultur auch den ererbten Glauben mitgebracht, und die Kapellen und Kirchen, die da und dort gebaut wurden, erhielten noch im 18. Jahrhundert ihre Ausstattung an Schmuck

und Kultgegenständen aus Mexiko, so lang und gefährdet auch die Verbindungswege waren. Als aber mit dem Niedergang der spanischen Herrschaft im alten mexikanischen Kolonialbereich die Randgebiete im Norden kaum mehr auf Zuzug zählen konnten und fast nur noch auf die eigenen Kräfte angewiesen waren, begannen einheimische primitive Kunsthandwerker die früher aus Mexiko eingeführten Heiligenbilder nachzuahmen und auf ihre Weise abzuwandeln.



Der Erzengel Michael mit der Waage, auf der die Seelen gewogen werden.

Die Zeit, in der diese neumexikanischen «Santos» in ihrer schönsten Einfalt entstanden, reicht von ungefähr 1750 bis 1850. In dieser Volkskunst sind keine Namen von Handwerkern überliefert, die sich ausschließlich den Heiligenfiguren gewidmet und so einen besonderen Ruf erworben hätten. Von einzelnen Santos wird berichtet, daß ihr Schöpfer ein Müller, ein Friedensrichter, ein Marionettenschnitzer oder ein Indianersklave gewesen sei — wer immer geschickte Hände besaß, mochte da wohl einmal einspringen, wenn es galt, eine Heiligenstatue für den Kapellenaltar zu ersetzen oder ein frommes Figürchen fürs neue Haus zu stiften. Vielleicht haben sich auch Laienbrüder, etwa Angehörige der im gebirgigen nördlichen Neumexiko damals mit großem Eifer tätigen und namentlich an den Karfreitagsprozessionen agierenden Flagellanten, die «Penitentes», die Büsserkongregationen, daran beteiligt; doch scheint keine einzelne Gruppe oder keine besondere Schicht ein Privileg gehabt zu haben. Es handelt sich vielmehr um eine echte Volkskunst auch in dem Sinne, daß sie überall im Volke anonyme Nachahmer

und Mitwirkende fand, wobei oft irgendeine Dorfschöne oder ein Kind dem Künstler Modell standen.

Holz und Gips als Überzug waren das Rohmaterial; Mineralfarben, mit Ei als Bindemittel, und — mindestens bei den älteren Santos — einer Ölsubstanz ergaben die äußerste Schicht. Ein besonderer Reiz der neumexikanischen Santos besteht in der freien Abwandlung der herkömmlichen hagiographischen Attribute, die nicht immer in ihrer ursprünglichen Bedeutung verstanden oder der eigenen Denk- und Empfindungsweise angepaßt wurden: Kaktusstacheln in einem Lederband sind hier die Dornenkrone, und statt dem Palmenzweig wird ein anderes Gewächs verwendet, das leichter im Land zu haben ist.

Heute sind nur noch wenige echte Santos im Kunsthandel. Einige Museen in den USA haben die früher unbeachteten Heiligenfiguren zum Teil wieder auftreiben und in geschlossenen Sammlungen zusammenstellen können.

«*The Literature of Santos*», von E. Boyd (University Press, Dallas) gibt eine umfassende Übersicht über diesen Gegenstand.

Bei Espanola steht diese kleine Kapelle, eine der vielen in Neumexiko, mit dem Kreuz davor, das die hier tätigen Penitentes, die Flagellanten, am Karfreitag in ihr Passionsspiel einbeziehen.



Die fromme neumexikanische Bevölkerung verehrt in ihren Kirchen und Kapellen jeweils auch besondere Lokalheilige.







Unsere liebe Frau vom Rosenkranz, «del Rosario», wird in Santa Fé als Conquistadora, die Eroberin, oder als Victoria verehrt.



# MUSIK UND FOLKLORE IN AMERIKA

Von FRITZ BOSE

Wir sind es gewohnt, den amerikanischen Kontinent als eine Dependence des europäischen anzusehen. Besonders die Vereinigten Staaten und Kanada erscheinen in europäischer Sicht als eine Art Auslagerungsgebiet, wohin die Alte Welt ihre mißbratenen Söhne und die Segnungen ihrer Zivilisation evakuierte. Auf musikalischem Gebiet galten noch vor ein paar Jahrzehnten die USA als ein Sammelbecken aller europäischen Musikstile. Und selbst die Amerikaner konnten kaum eigene nationale Züge im Schaffen ihrer Komponisten und in ihrem Musikleben finden.

Heute wird man dieser Ansicht kaum mehr begegnen. Die Neue Welt hat sich auf vielen Gebieten, auch auf dem der Musik, vom alten Europa freigemacht. Vielleicht haben vor allem die beiden großen Kriege, an denen die Amerikaner widerstrebend, aber entscheidend teilgenommen haben, die geistige Loslösung von der europäischen Bevormundung vollendet.

## *Der «amerikanische Stil» in der Musik*

In dem Maße, in dem Europa der verarmte Verwandte im alten Land wird, entdeckt, diskutiert und fördert die amerikanische Öffentlichkeit alle Versuche zu einem kulturellen Eigenleben. Eine deutliche Abgrenzung der amerikanischen Kultur gegen die europäische wird spürbar. Man besinnt sich auf die Quellen des eigenen Volkstums, überall entstehen Sammlungen folkloristischer Überlieferungen. Film-, Bühnen- und Orchesterwerke behandeln historische und folkloristische Stoffe. *Charles Ives* schreibt eine Suite «New England Corners» über amerikanische Volkslieder, wie auch *Roy Harris*, *Henry Cowell* und andere. *Aaron Copland* wählt vorwiegend populäre amerikanische Themen für seine Orchesterwerke, teilweise unter Verwendung von Volkshymnen, Tänzen und Cowboyliedern, wie in «Saga of the Prairies», «Billy the Kid», «Rodco», «Apalachian Spring» und anderen musikalischen Bilderbogen aus dem Wilden Westen, und in seinem patriotischen Monumentalgemälde «Lincoln-Porträt». Hierhin gehört natürlich auch *George Gershwin*, der den Jazz in die Kunstmusik und den Negersong in die Oper verpflanzt. Obwohl seine größte Bedeutung sicher auf dem Gebiet der kleinen Formen, des schlichten, volkstümlichen Liedes und «Schlagers» liegt, war er auch mit seinen großen Orchesterwerken trotz ihren offenkundigen stilistischen Mängeln in Amerika und im Ausland sehr erfolgreich. Eine der wichtigsten Ursachen dafür dürfte in der betont «amerikanischen» Gesinnung seiner Musik, in der Wahl amerikanischer Sujets und amerikanischer Themen liegen.

Auch die in den Jahren der Diktaturen und des Krieges massenhaft nach den USA ausgewanderten europäischen Künstler unterlagen der Suggestionskraft dieser patriotischen Strömungen. Während sie das Kunst- und Musikleben der Neuen Welt entscheidend beeinflussen und an ihrem Vorbild sich die Jugend Amerikas entzündet, streben sie selbst mehr oder weniger offen nach einer Einbürgerung ihres persönlichen Stils. Besonders kraß tritt das in der Kunstmusik in Erscheinung, wo in den dreißiger Jahren fast alle bedeutenden «Neutöner» Europa verlassen und Amerikaner werden: *Stravinsky*, *Schönberg*, *Hindemith*, *Bartók*, *Milhaud*, *Křenek*, *de Falla*, *Castelnuovo-Tedesco* und andere. Die gemäßigte, romanisierende Moderne in den Staaten erhielt durch sie zweifellos einen neuen, revolutionären und zugleich klassizistischen

Anstrich, der sich recht gut in das Bild des «amerikanischen» Stils in der Musik einfügte — wie auch ihre Werke drüben von dem «Amerikanischen» nicht unbeeindruckt blieben. Wo sie allerdings versuchen, «patriotische» Musik zu schreiben, wird es unwahr und kitschig, wie bei Ernst Blochs Orchesterepos «America».

Dieser «amerikanische» Stil in der Musik ist offenbar doch mehr als ein kulturpolitischer Reklametrick. Er ist der echte Ausdruck eines echten Volkstums, getragen von jener Geisteshaltung, die das amerikanische Volk beseelt, einer Mischung aus Optimismus und Wirklichkeitssinn, Frömmigkeit und Geschäftsgeist, puritanischer Prüderie und unbekümmerter Dürbheit. Dieser Stil steht außerdem als echter Nationalstil auf den Grundlagen einer echten Volkskunst. Es gibt nämlich wirklich ein amerikanisches Volkstum und deshalb auch eine amerikanische Volksmusik. Auch das erscheint von europäischer Warte aus unerwartet und neu. Man möchte bei uns in Europa dem Begriff des Volkstums das Altherwürdige, historisch Gewordene und zugleich ewig Bestehende zuordnen und möchte sich dabei auf seine eigene Völkergeschichte etwas zugute halten. Den jungen Staaten der Neuen Welt möchte man ein völkisches und nationales Eigenleben gern absprechen, zumal sie außerdem ein buntes Völkergemisch sind und sich ständig in ihrer Zusammensetzung durch neue Einwandererschübe verändern. Wir operieren offenbar mit einem falschen Begriff, wenn wir den Amerikanern echtes Volkstum und eine eigene Volkskunst absprechen. Man weiß in Europa, daß in New York mehr Italiener leben als in Rom und daß die Zahl der Schweizer oder Deutschen ziemlich der in den Ursprungsländern gleichkommt. Man weiß von den deutschen Stadtvierteln in den Großstädten, von Hunderten von deutschen Zeitungen, von deutschen Vereinen und deutschen Festen. Aber man übersieht gern, daß diese Deutschen in den USA in erster Linie doch Amerikaner sind, daß sie ihr Deutschtum nur als eine besondere Note ihres Amerikanertums betrachten. Es genügt, eine einzige Nummer einer solchen deutschen Zeitung von drüben zu lesen, um das zu erkennen. Ebenso sind auch andere Volksteile, die sich innerhalb der amerikanischen Nation noch gewisse nationale Eigenheiten bewahrt haben, wie die Italiener, Tschechen, Iren, Holländer und so weiter nur Nuancierungen des Amerikanertums, Stationen und Erscheinungsformen des Einschmelzungsprozesses, der seit der Besiedlung des Landes nicht aufgehört hat und stets dasselbe Resultat hervorbrachte, wie auch immer die Mischungsverhältnisse sich ändern mochten: das amerikanische Volk.

Es ist nicht so sehr das kulturelle und rassische Erbe, als die Gemeinsamkeit der Schicksale und der Geschichte, die die Nation bilden. Das amerikanische Volk entwickelte eine besondere Art zu denken, zu sprechen und zu handeln. So hat es auch einen eigenen musikalischen Stil entwickelt, auch wenn alle Elemente desselben auf europäische Vorbilder zurückgehen mögen. Denn vieles von dem, was man heute in Amerika als Volksmusik pflegt, ist eindeutig Lehngut aus dem Volksliedschatz der europäischen Ursprungsnationen. Jede neue Einwandererwelle bringt wieder neue Schübe europäischen Liedgutes ins Land. Aber wie die Sänger sind bald auch die Lieder aufgesogen und eingeschmolzen in das sich immer mehr festigende amerikanische Volkstum. Dabei wird jedoch die Herkunft dieser importierten Volkskunst im

Gedächtnis behalten, und eine sehr bemühte Volksmusik-  
kunde ist dem Ursprung aller im Volksmund verbreiteten  
Musik eifrig nachgegangen. In allen Sammlungen amerika-  
nischer Volksmusik, den wissenschaftlichen wie den popu-  
lären und praktischen, finden wir immer Analysen über die  
Ursprünge der Stücke, ihre Verbreitung, die Interpreten und  
Varianten. Ob wir nun das beliebte «Firesidebook of Folk  
Songs» von Margret B. Boni oder die mehr wissenschaftlich  
orientierte Sammlung «Our singing country» von John A.  
und Alan Lomax zur Hand nehmen, um nur zwei der bedeu-  
tendsten aus einer kaum überschaubaren Fülle anzuführen,  
werden wir erstaunt sein über den Reichtum an Formen und  
Stilkreisen, die heute in Amerika volkläufige Musik sind. Da  
stehen alte Balladen aus Schottland, Troubadour- und  
Minstrelgesänge, geistliche und weltliche Lieder aus West-  
und Ost-, Nord- und Südeuropa neben den ganz rezenten  
Schöpfungen populärer amerikanischer Liedersänger und  
anonymer wie bekannter Autoren.

Dieses junge amerikanische Musikgut ist nun wieder sehr  
verschieden, je nach dem landschaftlichen und sozialen Le-  
bensraum, in dem es entstand. Deutlich ist der Unterschied  
zwischen Nord- und Südstaaten, zwischen Neuengland und  
dem Westen, zwischen Stadt und Land, zwischen Bauern und  
Hirten, Seeleuten und Flußbewohnern ausgeprägt. Im Osten,  
in Neuengland, spürt man noch heute die musikfeindliche  
Einstellung der strengen Puritaner und den Geist des Vikto-  
rianischen Zeitalters. Hier überwiegt das englisch-holländi-  
sche Element in der sanft-heiteren Durmelodik, gemessener  
Fröhlichkeit und einem leichten Hang zur Sentimentalität.  
Irish-schottische Einschübe zeigen sich in dem Hang zur  
Pentatonik, in großstufiger Melodiebewegung und in der  
synkopierenden Rhythmik. Im Westen und im Zentrum  
sind Bauern und Arbeiter die liedererschaffende und -bewahrende  
Volkschicht. Derber sind die Themen, plumper die Weisen.  
Diese Volksmusik siedelt nahe am Gassenhauer, die Grenzen  
zum Schlager sind offen. Die Cowboylieder des südlichen  
Westens sind die Urbilder einer ganzen Klasse von Schlagern  
geworden, die weit über Amerika hinaus zu einem interna-  
tionalen Typ der populären Musik geworden sind.

Zählen wir zu den Liedern der Viehhirten und Ackerbauer  
noch die der Holzarbeiter des Nordens und die Shanties der  
Seeleute, so haben wir die Hauptmasse des neueren einhei-  
mischen Volksliedgutes in den USA. Dazu kommen dann  
auch Instrumentalstücke und Tänze und religiöse Volksge-  
sänge wirklich amerikanischen Ursprungs. Aber auch hier  
sind die Vorbilder aus der Alten Welt leicht erkennbar. Die  
Schnadahüpferln und Jodler der mittelamerikanischen Berg-  
bewohner gehen natürlich auf alpenländische Ahnen, die See-  
mannslieder auf englische und selbst die Cowboylieder auf  
anglo-irische zurück. In den Südstaaten haben auch die neue-  
ren Lieder und Tänze noch spanisch-französisches Kolorit.  
Hier treffen wir auch auf die Neger, die für die amerikanische  
Volksmusik so viel bedeuten.

### *Die Rolle des Negers*

Es ist natürlich falsch, von «Negermusik» zu sprechen. Die  
amerikanischen Neger sind Amerikaner mit mehr oder weni-  
ger schwarzer Haut. Nur ihrer Rasse nach gehören sie zu den  
Negervölkern Afrikas, der Kultur nach bilden sie eine schwär-  
zere Nuance der amerikanischen, wie die Italiener, Deutschen,  
Polen, Iren in den USA nationale Nuancen der amerikanischen  
Kultur darstellen. Die Neger leben seit vielen Generationen  
schon in der Neuen Welt, viele von ihnen sind mit mehr Recht  
alteingesessene Amerikaner als so mancher Weiße. Kulturelle,

sprachliche, politische Beziehungen zu der afrikanischen Hei-  
mat hat es bei ihnen nicht mehr gegeben, seit sie als Sklaven  
die Neue Welt betraten. Sie haben die Sprache, den Glauben  
und die Zivilisation der weißen Herren annehmen müssen,  
und sie sangen auch deren Lieder. Aber sie sangen sie mit  
ihren «schwarzen» Stimmen und auf die Art, wie sie die  
schnell vergessenen Lieder der afrikanischen Heimat zu sin-  
gen pflegten: im plappernden Parlandostil oft wiederholter  
Kurzmotive, im Wechsel von Vorsänger und Chorrefrain, in  
zweiteiliger Metrik mit einer ausgeklügelten Raffinesse der  
Rhythmik, in kühner, willkürlicher Harmonik, deren Stimm-  
führung kadenzfrei ist und nur schmückende Zutat und klang-  
liche Verbreiterung besonders am Zeilenschluß anstrebt. In  
dieser Manier sangen sie die frommen Choräle und Psalmen  
ihrer französischen und englischen Herren, und auch Lieder  
und Tänze. Sie sangen sie zur Erbauung und Andacht wie  
zur Arbeit in den Plantagen oder zur Feierabendbelustigung  
in den Hütten. Und sie verfuhrten mit den Texten wie mit den  
Weisen: im Sinne der Kunstauffassung ihrer Heimat im  
fernen Afrika bildeten sie beides um, indem sie das ihnen  
Verständliche auswählten und in ihrer Ausdrucksweise neu  
interpretierten. Dabei erfuhr es immer wieder neue Gestal-  
tung und neue Umformung, getreu dem afrikanischen Vor-  
bild einer ständigen Variation fester überlieferter Modelle.  
Es gibt also von den Negerliedern in Amerika im Grunde  
keine «authentischen» Fassungen, sondern nur zahllose  
Varianten, die alle gleichberechtigt sind.

Diese Art des Singens gefiel den Amerikanern in den Süd-  
staaten. Vieles an diesen frühen Negerspirituals berührte sich  
auch mit dem Geist und der Form der naiven geistlichen  
Volkslieder der europäischen Einwanderer. Es gibt «weiße»  
Spirituals mindestens ebensolange wie Negerspirituals — und  
auch diese gehen ja immer auf weiße Vorbilder zurück. Weiße  
Komponisten schufen neue Negerlieder, die dann von schwar-  
zen Interpreten populär gemacht worden sind und als echte  
Negerlieder in die Sammlungen Eingang fanden. Bei vielen  
der schönsten Spirituals, Plantationssongs und anderen Ne-  
gervolksliedern weiß man nicht mehr, ob sie von weißen oder  
schwarzen Verfassern stammen.

Reine Negererschöpfungen sind aber die «Blues». Das sind  
kleine Augenblickeseingebungen, aus der Stimmung geboren  
und bestimmt, dieser individuellen, augenblicklichen Stim-  
mung Ausdruck zu geben. Fast formlos, ganz frei in der Ge-  
stalt, ganz improvisiert, sind sie mehr musikalische Stoß-  
seufzer als Lieder zu nennen. Für sie gibt es kein Vorbild in  
der Volksmusik der Europäer. Da sie so substanzlos und dem  
Augenblick gehörig sind, ist es schwer, sie zu fixieren. Was  
wir davon kennenlernten, sind bereits Imitationen, von mehr  
oder weniger kundigen Berufssängern in feste Form gegossen,  
meist noch im europäischen Sinne überarbeitet oder über-  
haupt nachempfunden. Eine sehr geschickte, aber natürlich  
auch bereits ganz «weiß» empfundene Nachbildung ist des  
Negersängers *W. C. Handy* weltberühmter «St. Louis Blues».  
In den zwanziger Jahren wurde der Blues zu einer Schule der  
Jazzmusik und zu einer Tanzform. Beides hat mit dem Urbild  
nur den Namen gemein.

### *Jazz*

Im Jazz treffen wir auf die sicherlich markanteste Erschei-  
nung der amerikanischen Musik. Hier durchdringen sich  
Kunstmusik und Folklore, Negereinfluß und Europäertum in  
unentwirrbarer Verfilzung. Es gibt da eine Reihe von Irr-  
tümern und Mißverständnissen über den Jazz und seine Ent-  
stehung. Er ist zunächst keine «amerikanische» Musik, son-  
dern absolut international. Er ist jedoch in Amerika ent-

standen, weil nur dort die Voraussetzung dafür gegeben war: die enge Durchdringung von negerischen und europäischen Stilelementen. Er ist auch keine Negermusik, denn Weiße haben mindestens ebensoviel Anteil an seiner Entstehung und weiteren Geschichte wie die Neger. Und er ist auch keine Volksmusik, sondern eher eine Art Kunstmusik. Er ist zwar volkstümlich, aber nicht populär. Selbst in den USA und gerade dort ist der Kreis der Verehrer des reinen Jazz gering, sicher kleiner als der der Beethoven-Kenner. Und die musikalisch ungebildeten Schichten, die eigentlichen Hüter der Volksmusik, lehnen den Jazz ab. Man verwechselte Jazz auch nicht mit Tanzmusik schlechthin. Schlager und Jazz haben mehr Trennendes als Gemeinsames. Der Jazz ist eine besonders kunstvolle Art der Unterhaltungsmusik, die volkstümliche Motive als Material verwendet, um daran eine ganz spezielle Kunst der Interpretation zu üben. Tanz und Marsch sind die musikalischen Grundlagen, beide europäischer Herkunft. Aber die Art des Spielens und Singens sind typisch negroid. Kleine Bands von drei oder vier Spielern waren die ersten Jazzspieler. Die Tänze und Lieder, die sie vortrugen, lagen auf der Straße. Sie spielten diese europäischen Gassenhauer auf europäischen Instrumenten, aber im Stil der improvisierten Schnussschreie der Blues und der naiven Inbrunst der Spirituals oder der straffen Rhythmik der Arbeitslieder.<sup>1</sup> Sie machten die Gassenhauer zu Kunstwerken der Interpretation.

Sie brauchten dazu keine besondere Erfindungsgabe. Es genügte, die europäischen Melodien in der Weise zu spielen und zu singen, in der sie ihre eigenen Lieder zu spielen pflegten, nämlich völlig frei in der melodisch-rhythmischen Ausgestaltung, um den Jazz zu schaffen. Die Kunst der freien Improvisation, vor allem des improvisierten Zusammenspiels von Solisten in gleichzeitiger wie alternierender Variation eines gegebenen Themas, erweckten die Jazzspieler zu neuem Leben. Wie in der Musik der Renaissance in Europa gaben sie damit dem Interpreten die Bedeutung des schaffenden Künstlers und dem Ensemble die Rolle der frei schöpferischen Gemeinschaft von gleichgestellten Partnern zurück, die seit Jahrhunderten in der Kunst des Abendlandes vergessen war. Daß nun auch aus dieser bedäutenden Neuentdeckung bald wieder eine verwässerte Nachahmung gerade auch in Amerika wurde und aus der Kunst der Ensemble-Improvisation das Jazzorchester mit Massenbesetzung und ausgeschriebenen Stimmen in imitierter Negerkantilene wurde, ist ein anderes Ding. In der Hand geschäftstüchtiger Orchesterführer und Manager erstarrte die freie Kunst zu gemachter Künstlichkeit. Aber immer wieder dringen auch heute noch die Elemente des echten Jazz durch weiße wie schwarze Interpreten in die Arrangements der Massenorchester und sprengen die erstarrten Formeln der kalt errechneten Tricks, selbst wenn sie, wie der unvergleichliche *Louis Armstrong*, sich schon mit Haut und Haaren dem Arrangeur und dem Schlager verschrieben haben.

Der Einfluß der Jazzmusik erstreckt sich weit über die Tanzmusik, die sie seit dem Aufkommen des Jazzspiels in den Südstaaten um 1900 in wenigen Jahren völlig beherrschte. Er reicht über die Unterhaltungsmusik bis in die Oper und den Konzertsaal. Über Jazz und Spiritual haben die Neger die Kunstmusik in der ganzen Welt mehr angeregt, als daß sie selbst durch Negerkomponisten etwa einen besonderen Einfluß auf das Musikgeschehen genommen hätten. Im Gegenteil, es scheint, als wären in den Kompositionen der amerikanischen Neger weniger Neger Elemente als in denen der weißen Nachahmer. Jazzstilelemente verwendet nicht nur *Gershwin*, neben ihm auch *Gruenberg* (Jazz-Suite), *Copland* (Music for the Theatre) und *Gould* (Spirituals for Orchestra).

Negervolksleben und Negervolksmusik spiegelt *Gershwins* farbenprächtige Volksoper «Porgy and Bess» auf einer populären Ebene, *Thomsons* «Scenes of the Holy Infancy» im gehobenen Stil.

### Die Musik der Indianer

Der dritte Rassenanteil im amerikanischen Volk mag so gering erscheinen, daß er meist vernachlässigt wird. Die Indianer, einst die Herren des Kontinents, sind zu einer bedeutungslosen Gruppe innerhalb des Volkes geworden, bedeutungslos nach Zahl und Potenz, soweit sie nicht bereits im Einschmelzungsprozeß aufgesogen wurden. Aber es scheint doch, als wäre der Tropfen indianischen Blutes nicht ganz so unbedeutend in seiner Wirkung auf das amerikanische Volkstum, wie es anfangs scheinen mochte. Was die Musik angeht, so sind einige Züge dessen, was wir an amerikanischer Volks-, Unterhaltungs- und Kunstmusik als «amerikanisch» empfinden, vielleicht nicht ganz zufällig auch charakteristisch für indianische Musik. Die nordamerikanischen Indianer der Prärien und der Wälder bis hinab nach Arizona und Mexiko hatten verschiedene Stile und Formen der Musik. Gemeinsam war allen die Vorliebe für Tonwiederholung, stufenweises Abwärtsschreiten und sprunghaftes Hinaufschnellen der Melodie zu neuem Abstieg, ein mäßiges, strenges Tempo, stampfende Rhythmen, gerader Takt, verhaltene, aber sehr ausdrucksvolle Tongebung und ein stark aufgetragenes Pathos. Das berührt sich teilweise mit dem Stil der Hymnen, die als erstes Musikgut auf amerikanischem Boden von den Siedlern in den weiten Steppen und Wäldern, der Heimat der Indianer, geschaffen wurden. Der feierliche Ernst der indianischen Kultgesänge, die strenge Taktmäßigkeit, das bedächtig gemessene Tempo, die grobschlächtige, stampfende Rhythmik, das stufenweise Abwärtsgleiten der Melodie, das psalmodierende Tonwiederholen, das schrille Kreischen in der Höhe wie das tonlose Absinken der Stimme zum Schluß in der Tiefe finden sich hier wie dort. Das ganz besondere, feierlich-magische Pathos der Indianer mag sich in manchen Chor- und Orchesterwerken amerikanischer Komponisten finden lassen, zumal in den langsamen Sätzen. Schon der erste amerikanische Komponist von Bedeutung, *Anton P. Heinrich*, zeigt indianische Züge in seiner Melodik. Und seit man begann, die Musik der Indianer noch eben vor dem gänzlichen Verlöschen zu sammeln und weiter zu pflegen, seit es harmonisierte und ins Englische übertragene Ausgaben indianischer Lieder gibt, von denen manche sogar zu Volksliedern aller Amerikaner geworden sind, häufen sich indianische Motive und Stilanklänge in den Werken der Komponisten wie *Farwell*, *Loonis*, *Grainger*, *Copland* und andern. In einigen Fällen ist es bewußte Nachahmung — aber viele mögen wirkliche Indianermusik gar nicht kennengelernt haben, denn was man heute davon in den Reservaten zu hören bekommt, ist selbst nur noch schlechte Nachahmung. Wenn dennoch die Übereinstimmung mindestens im Geist immer wieder einmal spürbar wird, so ist das möglicherweise etwas ganz anderes als «indianischer» Geist: ist es nicht denkbar, daß hier dieselben Kräfte formbildend am Werke waren, die auch der indianischen Musik Nordamerikas ihre unverwechselbare Gestalt verliehen haben? War es nicht vielleicht der Geist der großen Weiten, der ewigen Wälder, der hohen Berge und unermeßlichen Prairien, der Seen und Ströme, der die amerikanische Musik der Weißen auf dieselbe Weise beeinflußt, wie er die Indianer formte? Haben nicht die Amerikaner sogar in ihrer Erscheinung und in ihrem Wesen im Lauf der Jahrhunderte ein wenig «Familienähnlichkeit» mit den kühnen Rothäuten gewonnen, die sie so erbarmungslos ausrotteten?

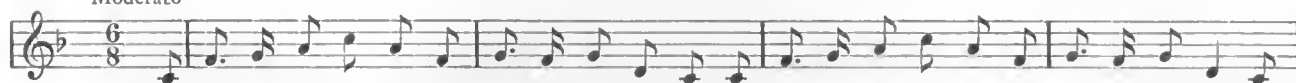


# EINIGE BEISPIELE AMERIKANISCHER VOLKSMUSIK

Ausgewählt und übersetzt von FRITZ BOSE

## Dogie-Song (Cowboy-Lied)

Moderato

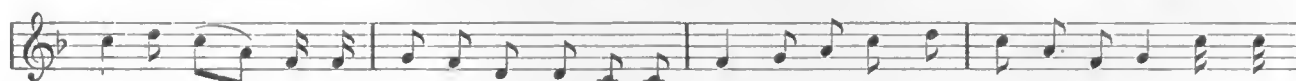


- 1) As I was a - wal-king one morning for pleasure, I spied a cow-pun-cher all ri-ding a-long. His  
2) It's whooping and yelling and driving the do-gies, And o, how I wish you would on-ly go on. It's

Chorus



- 1) hat was throwed back and his spurs was ajingling, And as he approached he was singing this song: Whoopee  
2) whooping and punching, go on lit-tle do-gies, You know that Wy-o-ming will be your new home. Whoopee



ti yi yo-ho git a - long lit-tle do-gies, It's your mis-for-tune and none of my own, Whoopee



ti yi yo-ho, git a - - long lit-tle do-gies, You know that Wy - o - ming will be your new home!

Übersetzung:

1) Ich ging neulich morgens recht früh schon spazieren,  
Da trieb seine Herde ein Cowboy entlang.  
Der Hut hing im Nacken, es klirrten die Sporen  
Und hell durch den Morgen erklang sein Gesang:

2) Ein Cowboy muß schreien und pfeifen und treiben,  
Ach, lauf doch schon endlich, mein Kälbchen, nun geh!  
Muß schreien und schubsen, go on, little dogies!  
Im grünen Wyoming wächst saftiger Klee.

Refrain

Wuppi ti ji joho, immer hurtig, ihr Kälbchen,  
Der Weg ist hart, doch ich kann nichts dafür!  
Wuppi ti ji joho, lauft nur zu, kleine Dogies,  
Im grünen Wyoming gibt's Rast und Quartier!

Ein Dogie ist ein ganz junges Kalb. Auf dem langen Treck der Rinderherden von Texas nach Kansas, Wyoming und Oklahoma bereiten die Jungtiere den Cowboys die meiste Arbeit. Das Kälbertreiben ist deshalb ein häufiges Motiv ihrer Lieder. Dieses viel gesungene und weit verbreitete Kälbchen-

Lied hat eine besonders hübsche und charakteristische Melodie. Sie dürfte auf ein altes englisches Vorbild zurückgehen. Die strenge Pentatonik, der hüpfende Rhythmus und die geschlossene Form der Strophe lassen auf eine Volkstanzmelodie, vielleicht aus Schottland oder Irland, schließen.

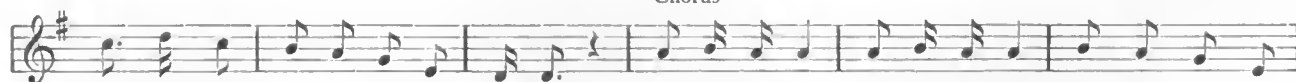
## The Ole Grey Goose

Allegretto



- 1) Mon - day was my wed-ding day, Tuesday I was mar - ried. Wednes-day night my

Chorus



wife took sick, Sat'day she was burried. O loo-ky har, o loo-ky whar? Look tight o - ber



yan-der. Don't you see de Ole Grey Goosc Smi-ling at de gan - der?



Singender Cowboy.

Photo Fritz Henle



Ein Meister des amerikanischen Jazz: Seit fast 30 Jahren hat Louis Armstrong, der selbst virtuos die Trompete bläst, die Bewunderung der Musikkreise errungen. Unten: Josh White, ein bekannter Sänger von «Blues» und Volksliedern vor dem Mikrophon.





Photo Ray Manley.

Oklahoma-Indianer tanzen in einem prächtigen Aufputz, der traditionellen Schmuck, auch von Nachbarstämmen, frei verwendet; die unter dem Knie befestigten Glocken spielen in der Tanzmusik eine wichtige Rolle.





#### Amerikanische Komponisten:

John Cage, ein Vertreter der jungen Generation. *Links:* George Gershwin (1898—1937), der allzufrüh verstorbene Schöpfer der Oper «Porgy and Bess».



Aaron Copland (geboren 1900), einer der hervorragendsten Vertreter der zeitgenössischen Musik in den Vereinigten Staaten.

- |   |   |
|---|---|
| 2) We'nsday night my wife took sick<br>Some did cry, but I did laff       | Despair ab death cum o'er her.<br>To sec dat death go from her. |
| 3) I ask Miss Dinah Rose one day<br>Sho war/ by gosh, so bery fat,        | In de ole cart to ride.<br>I couldn't sit beside.               |
| 4) When she was gittin' out de cart,<br>And den I spied a great big hole, | Miss Dinah loose her shoe.<br>Right in her stocking through.    |
| 5) Says I to her "You Dinah Gal,<br>Dem heels are sticking out too far,   | Only looky dar.<br>To you I declar."                            |
| 6) Says she to me "Now, listen, Jo<br>Dere's sience in dem dar heels,     | What are you about?<br>And I want 'em to stick out."            |

Chorus: O looky har, o looky whar?  
Look tight ober yander.

Don't you see de Ole Grey Goose  
Smiling at de gander?

*Übersetzung:* Die alte graue Gans

- 1) Montag war mein Hochzeitstag, Dienstag war ich Ehemann,  
Mittwoch ward mein Weib todkrank, Samstag war ich Wittmann
- 2) Sie erkrankte Mittwoch nacht, Der Tod stand an ihr'm Bette.  
Alles weinte, nur ich lacht', Daß ich sie vor ihm rette.
- 3) Dinah Rose bat ich mal, Mit mir auszufahren.  
Doch sie war bei Gott so fett, Paßt nicht in mein' Wagen.
- 4) Als sie wieder runter stieg, So was sah ich noch nie!  
Hatte doch in ihrem Strumpf Ein riesengroßes Loch sie.
- 5) «O Miß Dinah, schöne Maid», Sagte ich da munter,  
«Steckst die Ferse zu weit raus, Schau nur an dir runter!»
- 6) Da sagt sie, «Nur hör mal, Jo, Du bist wohl nicht gescheit!  
Löcher in den Hacken sind Zeichen der Gelehrtheit.»

Refrain

Ei gucke hier, ei gucke da?  
Guckt scharf miteinander!  
Seht Ihr nicht die alt Graugans  
schäkern mit dem Ganter?

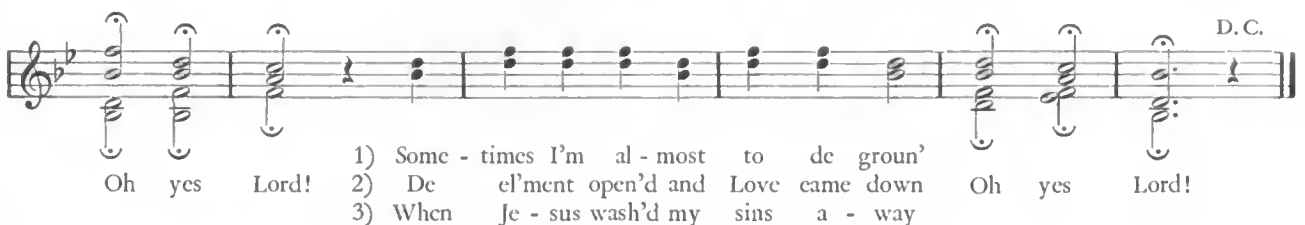
Stark «zersungene» Fassung eines sehr beliebten und in vielen Varianten verbreiteten Stoffes. Lieder von der alten Graugans sind im Liedschatz der weißen wie schwarzen Amerikaner zu finden. Die eigenartige Leiter unserer Fassung in dem seltenen sol-Modus mit der kleinen Septime als oberem Hauptton läßt die an sich primitive und gassenhauerartige Melodie altertümlich und ausgesprochen «keltisch» erscheinen. Es finden sich solche Septimen-Leitern auch in indianischer Melodik.

### *Nobody knows (Negro Spiritual)*

Chorus



- 1) Some - times I'm up some - times I'm down
- 2) One day when I was wal - king long
- 3) I ne - ver shall for - get that day



- 1) Some - times I'm al - most to de groun'
- 2) De el'ment open'd and Love came down
- 3) When Je - sus wash'd my sins a - way

Übersetzung: Niemand weiß ...

Refrain: Niemand weiß von dem Leid, das ich sah,  
Niemand weiß es als Jesus,  
Niemand weiß von dem Leid, das ich sah,  
Glory Halleluja!

Strophen:

- 1) Mal bin ich froh, mal bin ich matt,  
O mein Gott!  
Mal bin ich dieses Leben satt,  
O mein Gott! (Refrain)
- 2) Einst wie ich wollt spazieren gehn,  
O mein Gott!  
Sah ich den Himmel offen stehn,  
O mein Gott! (Refrain)

- 3) An diesem Tag, o Heiland mein,  
O mein Gott!  
Da wuschst Du mich von Sünden rein,  
O mein Gott! (Refrain)

Dies ist eins der älteren «klassischen» Spirituals und gehört zu den bekanntesten der Gattung. Negerstilelemente mischen sich hier mit europäisch-amerikanischen Motiven. Die hervorstechendsten «schwarzen» Stilmomente lassen sich leider im Notenbild nicht zeigen; die Art des Vortrags und der Stimmklang. An erkennbaren Merkmalen bleibt die Rhythmik, der Wechsel von Vorsänger und Chor, von Unisono und verbreitertem Akkordklang an den Zeilenenden, erkennbar ist die naive Heiterkeit im Melos wie in der Textfassung trotz dem ernstesten religiösen Motiv. Die Melodie und ihre Leiter sind europäisch.

### «Tleji» Großer Nacht-Gesang der Navajo-Indianer

Einleitung gesungen Strophen

ho - oho hi-ä hi-ä hi-ä ho-o ho hi-ä hi-ä hi-ä u - i hu-i hu

ho-e-ho hu-i hu hu-i hu-i ho-e ho ho hi-ä hiä hiä hi-i-hi o-ho-ho o-o hoiho

hui-hu ho-o ho ho hi-ä hi-ä hi-ä ho oho hi hiä hi-ä ho oho hi hi-ä hi-ä

D. C. al ⊕

Die Navajos, die mit über 60000 Seelen einer der volkreichsten Indianerstämme der USA sind, haben einen großen Teil ihrer geistigen Kultur bewahren können. Man kennt noch eine stattliche Zahl von Kultfesten, in denen das religiöse Leben des Stammes seinen Ausdruck findet. Mehr als 30 religiöse Zeremonien größeren Umfangs, die meisten 9 Tage oder Nächte andauernd, konnten ermittelt werden, eine bedeutende Zahl davon ist noch heute lebendig. Sie dienen zugleich der praktischen Religionsübung, der Krankenheilung, der Belehrung der Jugend wie der mündlichen und dargestellten Überlieferung der Stammesgeschichte. Der «Große Nachtgesang» ist eine solche Navajo-Zeremonie, neun Nächte lang zu Ehren des «Großvatergottes» Yebechai mit Maskentänzen, Gesängen, Mythen und Legenden, mit täglich erneuerten Sandgemälden im Medizinhaus gefeiert. Krankenkuren bilden einen Teil der Riten. Die letzten Nächte dienen der Jugendweihe. Aus diesem Ritual stammt unser Gesang. Den jungen Initianten erscheinen die Götter Hashje-altye und Hashje-hogan in ihren Masken, der erste weiht die Knaben durch Rutenstreich, der zweite die Mädchen durch Kornähren dem Stammesleben und der Geschlechtsreife. Da die Götter nicht in der Sprache der Menschen reden, ist ihr Gesang textlos. Das jodelnde Überkippen der Stimme ins Falsett erhöht den magischen Effekt, der durch gepreßte Tongebung, harte, bellende Toneinsätze und zitternde, pulsierende Tongebung angestrebt wird.

Der Gesang zeigt alle Merkmale eines echten Indianerliedes auch in seinem Aufbau. Die Strophenform mit der strengen Regelmäßigkeit der Wiederkehr aller Unterteile, dem wohl ausgewogenen Gleichgewicht zwischen den Tei-

len, das Gleichmaß des Taktes und die straffe Rhythmik sind typisch indianisch. Die Leiter mit dem beachtlichen Umfang hat nur 4 Töne in der Oktave, die alle untereinander Quart und Quinten bilden. Alle Melodieschritte sind ziemlich groß, Halbtöne gibt es nicht, und selbst der Ganzton wird nur ein einziges Mal im Durchgang gebraucht. Das berührt sich eigenartig mit der Pentatonik der keltisch-englischen Volksmelodien der weißen Amerikaner.

Als Probe indianischer Lyrik sei hier ein anderer Gesang der Tleji-Zeremonie mitgeteilt, der über das Medizinhaus «Hogan» sagt:

Haus aus Dämmerung,  
Haus aus Abendrot,  
Haus aus dunklen Wolken.

Eine dunkle Wolke ist an des Hauses Tür,  
Die Fährte aus dem Haus ist eine dunkle Wolke.  
Ein Zickzack-Leuchten steht hoch über ihm.

Möge ich glücklich wandeln!  
Glücklich, mit reichlichen Schauern möge ich wandeln!  
Glücklich, mit reichlichen Pflanzen möge ich wandeln!  
Glücklich, auf der Fährte aus Pollen möge ich wandeln!  
Möge ich glücklich wandeln!

Möge es schön sein vor mir!  
Möge es schön sein hinter mir!  
Möge es schön sein unter mir!  
Möge es schön sein über mir!  
Möge es schön sein rund um mich!  
In Schönheit sei es beendet.



# DIE PAEZ-INDIANER UND IHRE GESCHICHTE

Von Dr. H. NACHTIGALL

Unter den heute noch kulturell und rassisch rein erhaltenen Indianergruppen des nördlichen Andenraumes nehmen die Paez einen besonderen Rang ein. Mit rund 20000 Menschen bilden sie nicht nur die größte nicht spanisch sprechende Bevölkerungsgruppe Kolumbiens, sondern auch den Indianerstamm, der den spanischen Eroberern den schwersten und längsten Widerstand entgegengesetzt hat. In ihrer kulturgeschichtlichen Stellung sind sie überdies interessant, da sie in einem Gebiet wohnen, in dem in den letzten Jahren Reste einer vorgeschichtlichen Kultur von bemerkenswerter Höhe entdeckt wurden, die man nach ihrer Lage die des Tierradentro nennt.

Es war der spanische Feldhauptmann Sebastian de Belalcazar, der im Jahre 1536 in erste kriegerische Berührung mit den Paez gekommen ist. Als ein Unterfeldherr des Francisco Pizarro, des Eroberers des Inka-Reiches, wurde er ausgeschiedt, weitere Goldländer zu suchen. Er gründete im Jahre 1534 die Stadt Quito, die heutige Hauptstadt Ecuadors, und unterwarf mit bemerkenswerter Leichtigkeit alle in Ecuador und Südkolumbien wohnenden Indianerstämme. Auf seinem Zug nach Norden, nach der Hochebene von Bogotá jedoch, wo man das sagenhafte Land des «El Dorado», des vergoldeten Indianerfürsten suchte, mußte er die Zentralkordillere überqueren. Und hier wurde ihm von den Bergvölkern der Paez, Pijao und Yalcones der größte Widerstand entgegengesetzt. Unter Zurücklassung von 26 gefallenen Spaniern, darunter mehreren Offizieren, mußte er 1536 nach Quito zurückkehren.

Als 1538 das Reich der Chibcha der Hochebene von Bogotá genau so überraschend schnell wie das Inka-Reich in Peru erobert wurde, sollten die Paez nun so gründlich wie möglich unterworfen werden, denn sie konnten durch die Lage ihrer Wohnsitze den Verbindungsweg von Quito nach Bogotá, der Hauptstadt des neu gegründeten Vizekönigreiches Neu-Granada unterbrechen. Zur Unterwerfung der Paez und der andern Bergvölker wurde der Capitan Pedro de Añasco ausgeschiedt. Grausame Taten werden von ihm berichtet; den Sohn der Gaitana, der Kazikin der Timanas, hatte er verbrennen lassen. In einem verzweifelten Kampf von 5000 vereinigten Timanas, Paez, Yalcones und Apirama konnten die Spanier überwältigt werden. Ihr Führer Pedro de Añasco wurde gefangengenommen, von Dorf zu Dorf geschleift, und jeden Tag wurde ihm ein Glied abgehackt.

Den Tod seines Waffengefährten zu rächen, brach daraufhin 1539/40 Juan de Ampudia mit seinen Landsknechten nach dem Tierradentro auf. Doch auch ihn und seine Söldner ereilte das gleiche Schicksal. Er verlor sein Leben, und seine Mannschaft wurde unter großen Verlusten von den Paez zurückgeschlagen. Von diesem Ausgang der Unternehmungen seiner Vor-

gänger nicht entmutigt und in der Überzeugung der Überlegenheit spanischer Waffen, brach der Capitan Francisco Garcia zu einer neuen Expedition nach dem Tierradentro und zur Unterwerfung der Paez auf, aber auch er scheiterte vollständig.

Bis 1543 hatten nun die Paez Ruhe. Dann aber unternahm Sebastian de Belalcazar, der gerade von einem kurzen Aufenthalt aus Spanien zurückgekehrt war, einen Rachezug mit 1000 Reitern, um die Paez zu unterwerfen. Dem erprobtesten Feldhauptmann Spaniens standen die in ihren Bergen um ihre Freiheit kämpfenden Paez gegenüber. Nach hohen, blutigen Verlusten mußte sich Belalcazar geschlagen zurückziehen, um von da an keinen weiteren Versuch zur Unterwerfung der Paez zu unternehmen.

Obwohl durch die in ihren Bergen frei und unabhängig lebenden Paez der Verbindungsweg von Quito nach Bogotá zur Kolonialzeit (bis 1810) nie völlig sicher war, verzichteten die Spanier in der Folgezeit auf eine gewaltsame Unterwerfung. Die umwohnenden Indianerstämme der Pijaos, Guanacas, Quimbayas und andere gingen im Laufe der Jahrhunderte in den Spaniern auf, soweit sie nicht bei den jahrzehntelangen Kämpfen der Conquista ausgerottet worden waren, wie beispielsweise die Yalcones, deren Männer beim Wiederaufbau der von ihnen zerstörten Stadt Timana aus dem Hinterhalt getötet wurden.

In das Siedlungsgebiet der Paez schoben sich nach und nach die Missionsstationen vor, die während langer, aufopferungsvoller Arbeit in den meisten Paez-Dörfern heute durch die Errichtung von Missionsstationen und Schulen den Grundstein zur kolumbianischen Kultur und zur Einführung der spanischen Sprache gelegt haben. Dennoch sind die Paez bis heute ein stolzes und abweisendes Volk geblieben. Eingeschlossen in ihren schwer zugänglichen Bergen und vor dem Eindringen der kolumbianischen Siedler und Kolonisten durch den Staat geschützt, der die Indianer zu «Minderjährigen» erklärt und damit für unfähig, ihr Land an die Weißen zu verkaufen, haben sie Kultur und Sprache weitgehend bewahrt. Eine Gesamtbeschreibung ihrer Kultur existierte bislang noch nicht und scheiterte in früheren Jahrzehnten an der schroffen Ablehnung gegenüber allen Weißen und an dem völligen Mangel an Mitteilungsbereitschaft, der frühere Forscher zu der Meinung verleitete, die Paez hätten weder Religion noch Mythologie. Diese letzteren Bereiche, zusammen mit den Äußerungen ihrer materiellen Kultur und ihres Gesellschaftslebens wurden kürzlich erstmalig zusammengefaßt vom Verfasser, gemeinsam mit seiner Frau, aufgenommen.

Die Annäherung an die Paez und das Erringen ihres Vertrauens geschah schrittweise. Im südlichen Tierradentro-Gebiet, das von weißen und gemischtfarbenen

Kolonisten besiedelt ist, findet in dem größten Ort Inzá ein Wochenmarkt statt. Hierher kommen immer einige Paez, um Stoffe, Messer, Nadeln, Aluminiumgeschirr oder ähnliches einzuhandeln. Hier fielen wir den Paez dadurch angenehm auf, daß wir sie immer freundlich anlächelten; ein Verhalten, das für einen Kolonisten unmöglich wäre, denn diese pflegen nicht selten ihre Hunde auf die Indios zu hetzen. Fleißiger als die Paez, brauchen sie Land für ihre zahlreichen Kinder. Sie können nicht einsehen, daß der beste und jungfräulichste Boden ungenützt in den Händen der Indios verbleiben soll.

Es gelang uns dann, einen zivilisierten Paez, der auf den schönen Namen Marcos Antonio hört, als Dolmetscher zu finden. Er spricht sehr gut Spanisch und war früher sogar kolumbianischer Soldat an der brasilianischen Grenze. Er fungierte bei seinen unzivilisierten und am Handel völlig desinteressierten Stammesbrüdern als Händler und versprach, uns bei den Paez einzuführen. Er verband mit seinem Dolmetscherdienst auch gleichzeitig seine eigenen Geschäfte. Die Arbeit mit uns sah er als höchst lästig an, wußte im übrigen aber, was er uns wert war. Seine Honorarforderungen stiegen von anfangs drei Pesos auf zehn Pesos täglich. Übersetzungen, die ihm zu kompliziert erschienen, oder Erklärungen, die ihm zu lang waren, gab er «sinngemäß» mit wenigen Worten wieder, wobei meine Rückfragen ihn sichtlich belästigten. Als ich eines Tages eine wichtige Arbeit geplant hatte, er aber ein wichtiges Geschäft, versteckte er unsere Pferde und ließ sie uns den ganzen Tag über seelenruhig suchen, während er unter Vorgabe des Pferdesuchens seinen Geschäften nachging, bis er sie dann am Abend «fand».

Wir suchten uns dann einen anderen Dolmetscher, Victoriano Piñakué, der aus Calderas, dem in seinen Sitten am ursprünglichsten erhaltenen Dorf stammt. Er war etwa 17 Jahre alt und der «weißen» Zivilisation sehr aufgeschlossen. Einer seiner jüngeren Brüder geht in Inzá zur Schule und ist Gehilfe des dortigen Sakristans. Victorianos Spanisch-Kenntnisse waren leider nicht sehr gut, so daß wir in der von uns aufgenommenen Grammatik des Paez Feinheiten, wie Konjunktivkonstruktionen, nicht haben notieren können. Er verstand die entsprechenden Fragen einfach nicht. Dafür war er aber bei allen Arbeiten sehr willig. Sein Ehrgeiz war es, sich soviel Geld zu verdienen, daß er sich die entsprechende Kleidung der Weißen und möglichst sogar ein Paar Schuhe kaufen könnte.

Die Arbeit mit ihm war in seinem Heimatdorf sehr schwierig, da er wegen seines «höheren Strebens» sehr unbeliebt war. Einige Male, als seine Dorfgenossen betrunken waren, wollten sie ihn sogar umbringen. Als wir einmal gemeinsam ein Haus besuchten, wurde er durch angetrunkene Männer angepöbelt, er wäre ein Faulpelz, der nicht auf dem Feld arbeitete, sondern den ganzen Tag über nichts weiter täte, als mit den «Doctores» zu sprechen und nur spazieren zu gehen.

Bei unserem ersten Besuch im Indianergebiet trat

uns an der Grenze ein Mann von etwa 30 Jahren entgegen, der uns in barschem Tone fragte, ob wir nicht wüßten, daß dieses Land nur für die Paez sei. Kein Weißer hätte hier etwas zu suchen. Wir möchten umkehren, denn niemand wünsche hier unseren Besuch. Unser Dolmetscher vermittelte und erklärte, daß wir nur gekommen wären, um den Paez Geschenke zu bringen und daß wir nicht die Absicht hätten, uns lange aufzuhalten. Dies ließ der Mann gelten und ermahnte uns zum Abschied, es nur nicht zu wagen, etwa Land zu stehlen. Unser Ansehen besserte sich dann von Woche zu Woche, als die Paez merkten, daß wir tatsächlich nur freundlich und freigebig waren und wir — unbegreiflicherweise — in keiner Hinsicht Anstalten machten, sie zu übervorteilen. Besonders gut wurde allseits unser Bemühen vermerkt, sie in ihrer eigenen Sprache immer zuerst zu grüßen, und langsam sah man auch ein, daß ein Fremder, der seine Frau mitbringt, unmöglich böse Absichten haben kann.

Die Paez gehören zur amerikanischen zentraliden Rasse. Auffällig ist bei ihnen das Vorherrschen der Blutgruppe 0. Sie sind mittelgroß, schlank, mit schmalen Schultern, selten untersetzt. Als geübte Kletterer und Bergbewohner sind sie nie dick. Ihre karge Lebensweise — nur an den drei Festtagen des Jahres wird Fleisch und Fett gegessen — verhindert die Ausbildung eines stärkeren Fettpolsters oder einer stärkeren Körpermuskulatur. Die Ernährung besteht im wesentlichen aus Mais in verschiedenen Zubereitungen und dem Saft des Zuckerrohres, der unvergoren oder zu einem leicht alkoholischen Bier, der Chicha, vergoren genossen wird. Beide Geschlechter und auch die Kinder von etwa 10 Jahren an kauen bei der Arbeit die kokainhaltigen Blätter des Kokastrauches.

Die Siedlungsform der Paez innerhalb der stark zerklüfteten Gebirgslandschaft des Tierradentro ist die lose Anordnung von Familieneinzelgehöften an den Berghängen, möglichst weit entfernt vom Nachbarn. Der Siedlungsbereich des Dorfes ist geographisch unveränderlich und umfaßt den natürlichen Bereich der Wohnhäuser und Gemarkungen eines Talkessels. Das Haus für jeweils eine Familie wird auf eigenem Grund und Boden errichtet, teilweise nur als Feldhütte für eine Ernteperiode. Diese dezentralisierte Lage der Behausungen erschwerte unsere völkerkundliche Arbeit beträchtlich, weil man «sein» Dorf nicht im Blick hat und nicht insgesamt überschauen kann. Es ist somit sehr schwer, alle Leute des Dorfes kennen zu lernen, da man jeweils weite Strecken von Haus zu Haus gehen und dabei meist noch recht mühsam einen Hang erklettern muß.

Die Kleidung der Männer und Frauen bedeckt Ober- und Unterkörper. Sie wird von den Frauen aus Schafwolle gesponnen, auf dem senkrecht stehenden Webstuhl in Form der einfachen Stabweberei gewebt und mittels Pflanzen- und Humuserde schwarz gefärbt. Die roten, gelben, grünen und blauen Farben der bunten Frauengürtel werden mit dem Saft bestimmter Pflanzen gefärbt.

Ein Paezgehöft, dessen Wände aus nebeneinandergestellten Maisstengeln gebildet sind. Das Dach ist mit Zuckerrohrblättern gedeckt. Vor dem Haus die Zuckerrohrmühle, die mit den ausgepreßten Zuckerrohrstengeln behängt ist. Im Hintergrund der Hausgarten mit den Gemüsebananen.



Eine Zuckerrohrmühle in Betrieb. Ihre Teile sind ohne Eisenteile verbunden und nur durch Holzpflocke verkeilt. Durch die drei Quetschwalzen werden die Zuckerrohre mehrmals hin- und hergeführt, bis aller Saft ausgepreßt ist.



Ein Paez auf seinem frisch angepflanzten Zuckerrohrfeld. Zur Rodung wird zuvor die Baumbewachsung in Hüfthöhe umgehauen und nach dem Trocknen verbrannt. Die Asche dient als Düngung. Mit einem Stab werden Löcher in den Boden gestoßen und Maiskerne oder Zuckerrohrschößlinge hineingesetzt. Nach der Ernte bleibt das Feld etwa zehn Jahre lang brach liegen.







Abgelegen vom Nachbarn, auf eigenem Grund und Boden, errichtet der Pacz das Haus für seine Familie. Manchmal besteht es nur aus einem Feldhütchen, das mitten im Maisfeld für nur eine Ernteperiode angelegt wird. Der das Feld umschließende Zaun wird aus den Stämmen der bei der Rodung umgehauenen Baumbewachung hergestellt. Er verhindert das Eindringen der Tiere.



Für kürzere Perioden der Ernte oder von jungen Ehepaaren werden nur leicht herzustellende Feldhütten errichtet. Türen und Fenster sind unbekannt. Die undichten Wände lassen sowohl das Licht, als auch die Kühle der Nacht hindurch.

Der Feldbau ist sehr einfach, da weder Pflüge noch Hacken oder Spaten zur Feldbestellung benutzt werden. Zur Vorbereitung der Aussaat wird die Baumbewachung eines ein bis zwei Hektar großen Landstückes umgehauen, und nach dem Trocknen werden Bäume und Gesträuch verbrannt. Die Asche dient als Düngung. Mit einem einfachen Stab, der als Grabstock dient, werden Löcher in die Erde gestoßen und die Maiskörner oder die Zuckerrohrschößlinge hineingesteckt.

Die politische Organisation der Pacz ist die demokratische Dorfgemeinschaft, die von einem Dorfrat (Cabildo) geleitet wird, dessen Mitglieder für ein Jahr von den Männern des Dorfes gewählt werden. In früherer Zeit, besonders zur Zeit der Kämpfe mit den Spaniern, waren die Führer der Pacz oft Männer mit schamanischen Funktionen (Stammeszauberer).

Das Dorf ist weder klassenmäßig noch berufsmäßig gegliedert. Niemand braucht einem anderen für Lohn zu dienen; Wort und Sache sind den Pacz unbekannt. Der Familienvater bearbeitet gemeinsam mit seinen Söhnen oder Brüdern seine Felder, und wenn Freunde oder Nachbarn ihre Arbeitskraft leihen, so wird dies durch Mithilfe auf deren Feldern ausgeglichen.

Die Familienorganisation ist grundsätzlich die patriarchale, monogame Kleinfamilie, bestehend aus den Eltern und den unverheirateten Kindern. Letztere erhalten den Familiennamen des Vaters. Die Frau bekommt keinerlei Mitgift von ihren Eltern und behält den Mädchennamen bei. Da soziale oder finanzielle Gründe für eine Eheschließung entfallen, hat eine Frau nur den Wert ihrer Persönlichkeit und ihrer Fähigkeiten. Diese werden vor der eigentlichen Eheschließung in einem «Probejahr» geprüft. Während dieser Zeit muß das Mädchen zeigen, daß es die Hausarbeiten verrichten und die Kleider weben kann, und daß es in der Lage ist, während der Nacht das Feuer zu unterhalten. Denn die nur aus nebeneinander gestellten Maisstengeln gebildeten Wände der Häuser bieten nicht genügend Schutz vor der nächtlichen Kühle, und so muß das Herdfeuer die ganze Nacht hindurch unterhalten und alle zwei Stunden neu geschürt werden.

Die Verwandtschaftsnomenklatur zeigt Reste eines «klassifikatorischen» Systems, in dem das Individuum eingeordnet ist als Teil eines Lebensgefüges und nicht profiliert, losgelöst innerhalb der Familie steht. Die Menschen werden nach bestimmten Alters- und Lebensumständen in der Anrede besonders unterschieden und unter anderem die Geschwister in der Anrede differenziert, je nachdem sie jünger oder älter als der Sprechende sind.

In der Musik werden neben Querflöten Trommeln verwendet, die in allen Teilen Mittel- und Südamerikas in dieser Form von den ehemaligen Negersklaven übernommen worden sind. In früherer Zeit wurden ausgehöhlte Baumstämme zum Tanz und zur Nachrichtenübermittlung benutzt.

In der Mythologie spielt der Donner die Hauptrolle, aber nicht als eine erhabene Figur, sondern er trägt



Eine alte und eine junge Frau beim Spinnen der Schafwolle mit der sogenannten «Andinen Hängespindel». Den dunkelgrünen Saft der gekauten Kokablätter wischt sie teils mit dem Handrücken ab, teils tropft er auf die Kleidung.



Die gesponnenen Wollfäden werden vor der weiteren Verarbeitung gezwirnt. Auch dazu wird die Spindel benutzt. — Rechts: Alle Kleidungsstücke ihrer Familie muß die Frau am senkrechten Webstuhl vor ihrem Hause selbst herstellen. Die Vorbereitung zum Weben, das Scheren der Schafe und das Spinnen der Wolle, ist ebenfalls Frauenarbeit.



Ein Paez-Mann mit einer Last Zuckerrohr. Die Muskulatur ist bei allen Paez überaus gering, eine Folge der nur ungenügenden Ernährung.

teilweise Züge, wie sie in anderen Teilen Südamerikas den Waldgeistern zukommen. In der Religion gibt es kein Kulpriestertum mit Opfer und Gebet, wie es auch Kult und Verehrung numinoser Wesen nicht gibt. Die Paez-Religion ist ein Schamanismus, dessen zwei Formen durch den bösen Zauberer und durch den guten Schamanen als Arzt und Helfer gegen die böse Zauberei gebildet werden. Kein Hausbau, keine Ernte, kein Jagdangang kann ohne die Zeremonie des Schamanen vorgenommen werden. Auch zur Erkennung der Krankheits- und Todesursache und zur anschließenden Reinigung von der «Pest», von der alle Angehörigen eines Erkrankten oder Verstorbenen befallen sind, ist der Schamane ein unumgänglicher Helfer seiner Gemeinschaft gegenüber den dem Menschen bösen Mächten der Natur. Der Einzelne ist somit fest in die Gemeinschaft eingefügt, die ihn schützt, die er aber auch normalerweise nicht verlassen kann. Wer durch Fleiß und persönliche Tüchtigkeit über andere hinausragen und vorankommen will, den trifft der Neid und die Mißgunst der übrigen. Seine Felder werden in der Nacht verwüstet und die Ernte durch bösen Zauber vernichtet. Wie nirgends sonst zeigt sich an diesem Naturvolk die Stärke und gleichzeitig die Schwäche einer primitiven Gesellschaft: Der Einzelne kann durch das Füreinandereinstehen der Gemeinschaft nie zugrunde gehen, er kann aber auch nie das verlassen, was allen gemeinsam ist: die Armut der Mitglieder eines ganzen Volkes. Der Gemeinschaftssinn wird somit zur stärksten Bremse einer Entwicklung, die bei fast allen anderen Indianern des Andenraumes zum Aufgehen in der spanischen Kultur geführt hat.



Der Schamane Martin Chukue, einer unserer Gewährsmänner, der uns über die religiösen Bräuche und Zeremonien der Paez informierte.



Mais ist das Hauptnahrungsmittel der Paez. Er wird zum Genuß meist auf dem Handmahlstein zu Mehl zerrieben.





Neue Motorenwerkstatt der Swissair in Kloten. Fassadenverkleidung in langen, trapezoidal gewellten Bändern aus Aluman



## ALUMINIUM-INDUSTRIE-AKTIEN-GESELLSCHAFT CHIPPIS SCHWEIZ

WIR ERSUCHEN ALLE  
ANFRAGEN ZU RICHTEN AN: POSTFACH 479 LAUSANNE GARE TELEPHON (021) 264321

Die Verwendung unserer Legierung Aluman für Dächer und Verkleidungen stützt sich auf jahrelange Erfahrungen. Zahlreiche Anwendungen bei Industriebauten, weitgespannten Hallen, kommunalen Gebäuden, Berghäusern, Privatbauten und so weiter bezeugen die gute Qualität und Wirtschaftlichkeit von Aluman-dächern und -verkleidungen. Ein geschätzter Vorteil von Aluman ist seine gute, praktisch bewährte Beständigkeit gegen atmosphärische Einflüsse und die Einwirkung stark verunreinigter Rauchgase industriereicher Gegenden. Sein großes Reflexionsvermögen erhöht auch die Isolation der Dach- und Wandkonstruktion, das geringe Gewicht ergibt wesentliche Einsparungen beim Transport und ermöglicht geringste Dimensionierung der Unterkonstruktion.

Mit unseren langen Wellbändern aus Aluman, die wir in parabolischer und trapezoidaler Wellung herstellen, können auf wirtschaftlichste Weise Dächer eingedeckt und Fassadengerippe verkleidet werden. Der gewellte Querschnitt gibt den dünnen Blechbändern die notwendige biege feste Tragfähigkeit gegen Belastungen, Winddruck und Sturmsog und ermöglicht es, sie direkt auf Lattung in bestimmten Spannweiten zu verlegen. Da die praktisch endlos fabrizierten Wellbänder auf gewünschte Längen zugeschnitten werden, fallen die unliebsamen horizontalen Überlappungen weg.

Unsere Legierung Aluman für Bedachungen, Peraluman für Blecharbeiten und Anticorodal, wie Unidal für den Profilbau sind bewährte Baustoffe für das neue Bauen.

# BERNER OBERLAND



## Grindelwald 1050 m

das schöne Gletscherdorf  
einzigartig im Bergfrühling

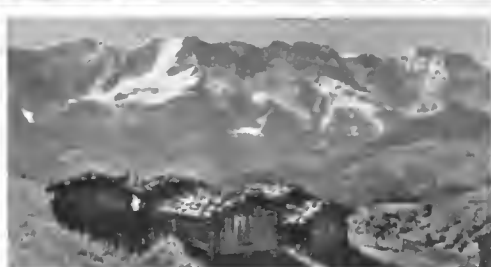
Jungfrautour – Sesselbahn nach First – Autostraße –  
imposante Gletscherschlucht und Eisgrotten – Ten-  
nis. Schwimmbad.  
Prospekte durch Kurvereine Grindelwald  
Telephon (036) 3 23 01



## Adelboden 1400 m

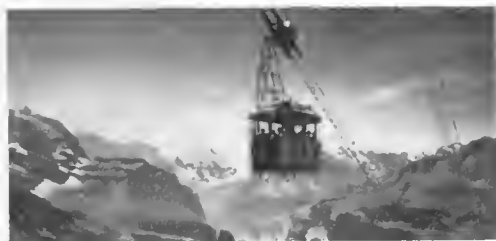
Für Sport – Vergnügen – Erholung

20 Hotels. Institute. Kinderheime. Schwimmbad.  
Tennis. Bergsport. Fischen. Staubfreie Straße.  
2 Sesselbahnen. Schwebebahn.  
Auskunft: Kurverein Adelboden, Tel. (033) 9 44 72



## Mürren 1650 m

Autofreies Ferienparadies für Dich und mich!  
Dorado der Farbphotographen!  
Sie-und-Er-Tenniswochen – Sonnenbaden –  
Geführte Wanderungen (Gratis-Führer!)  
Auskunft durch Verkehrsbüro Mürren BE



## Wengen 1300 m

Luftseilbahn Wengen-Männlichen  
Die imposante Aussichtsterrasse im Zentrum  
des Jungfraugebietes – Ausflugszentrum.  
Auskunft: Verkehrsbüro Wengen, Tel. (036) 3 44 41



## Kandersteg 1200 m

Das Sommerparadies für groß und klein  
Unbeschränkte Möglichkeiten für Ruhe und Erho-  
lung, Sport und Ausflüge. Luftseilbahn ins herrliche  
Wandergebiet der Gemmi. Sesselbahn zum Ösch-  
nensee, dem Kienod der Berner Alpen. 33 Hotels  
mit 1050 Betten. Wochenpauschalpreis Vor- und  
Nachsaison ab Fr. 84.—. Verlangen Sie Spezial-  
prospekt SP 177 durch Verkehrsverein Kandersteg.



## GSTAAD Der elegante Kurort von Weltruf

Schwimmbad – Miniatur-Golf – Sesselbahn auf  
2000 m. Gondelbahn auf 1650 m. Ideales Touren-  
zentrum. Prächtige Autostraße.

11.—17. Juli 1955: Internationale Tennismeister-  
schaften der Schweiz.

Auskunft und Prospekte: Kurverein Gstaad.